SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
Nr. 9 September 1950 Fr. 2.50

Du

N
3
RD8

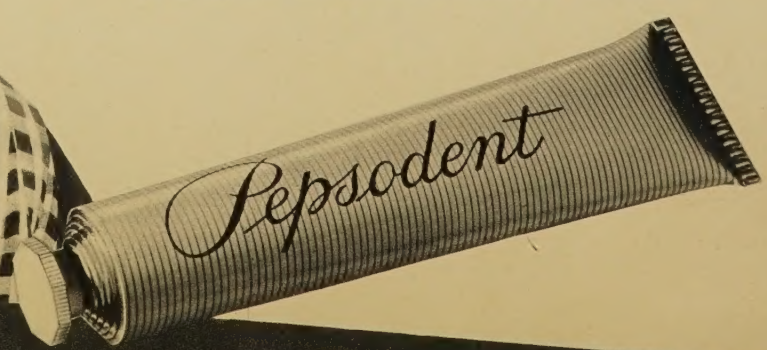
So strahlend weisse Zähne – wie ist das nur möglich?

Ich verwende jetzt eben PEPSODENT.

Weg mit dem hässlichen Belag! — Sehen Sie doch, wie bezaubernd Sie lächeln können!

Dieser matte, zähe Säure-Belag - eine der Ursachen des Zahnzerfalls - bildet sich fortwährend auch auf Ihren Zähnen. Verwenden Sie PEPSODENT - es entfernt ihn vollständig.

Irium bringt es fertig, diesen hartnäckigen, trüben Belag wirklich restlos, ohne dass Zahnschmelz und Zahnfleisch auch nur im geringsten angegriffen werden, zu entfernen. Und Irium ist nur in PEPSODENT vorhanden! PEPSODENT, die milde Zahnpasta mit dem herrlich frischen Geschmack, wird auch Ihren Zähnen zarten Perlenschimmer verleihen.



Pepsodent

die einzige Zahnpasta mit Irium, macht auch Ihre Zähne schimmernd weiss

Pp. 22

Das Titelblatt, die Aufnahme eines jungen Seeadlers im Nest, gehört sinngemäß in die Reihe hinein, welche auf den Seiten 16—28 das Wachstum ein und desselben Tiers darstellt.

Du

Schweizerische Monatsschrift September 1950 10. Jahrgang

Von der Tierwelt Mecklenburgs. Vorwort von Walter Robert Corti 4

Seeadler in Mecklenburg. Photos und Text von Ursula von Loewenstein 11

Landschaften, Hirsche und Elche. Eine Photoreihe von Ursula von Loewenstein 33

Ein Elchkalb torkelt ins Leben. Von Martin Kakies 43

Der Wald der großen Vögel. Von Hermann Löns 44

Treibeis und Flugsand. Von Ludwig Passarge ... 46

Kasper-Ohm spinnt ein Garn. Von John Brinckmann 47

Vor den Toren Thules ... Von Dr. Ulrich A. Corti 49

Ostsee-Menschen. Von Dr. Rudolf Pechel 52

Vineta. Eine Volkssage 56

Menschen und Schiffe auf der Oder. Von Theodor Fontane 59

Mecklenburger Volkssagen 66

Teterower Geschichten 68

Aus unserem Oktoberheft

ITALIENISCHE LANDSCHAFTEN

nach Gemälden und Zeichnungen von Velasquez, Claude Lorrain, Poussin, Ingres, Corot, Olivier, Bonington, Marquet, Koch, Mumprecht, Zbinden u. a. Text von Dr. Richard Zürcher

Acht bewegte Photos

Ignazio Silone: Ein Stück Brot und ein Zinksarg
Aldous Huxley: Blick auf Florenz
Ruth Landshoff York: Der Mann aus der Marine. Eine utopische Erzählung
R. M. de Angelis: Fliegen-Scherzo
Dr. Martin Ninck: Ausdruckswerte unserer Kleidung, und andere essayistische und erzählerische Beiträge.

Du

Redaktion: Birmensdorferstraße 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Telephon 25 17 90
Chefredaktor Arnold Kübler; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex; Emil Schulthess

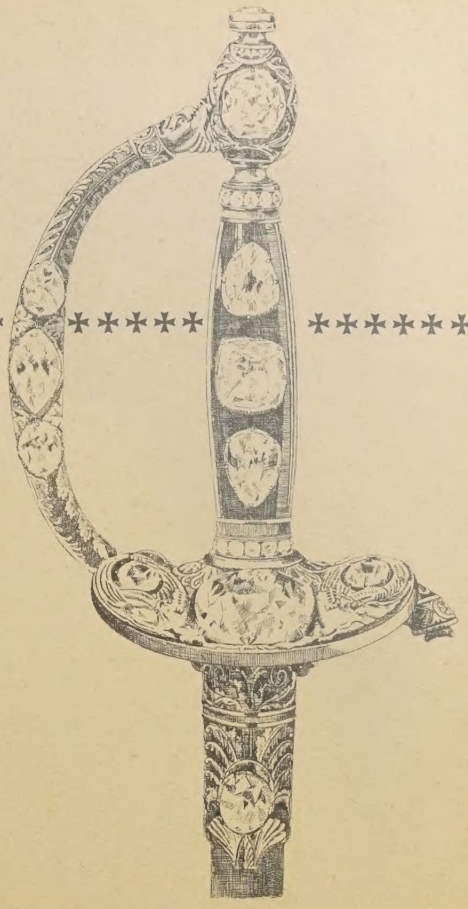
Graphische Bearbeitung: Walter Huber
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, nur mit ausdrücklicher Bewilligung
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Morgartenstraße 29, Zürich 4
Insertionstarif auf Verlangen Abonnement jährlich Fr. 26.50. Einzelheft Fr. 2.80

	Jahresabonnement	Einzelheft
BELGIEN: Librairie Van den Bosch, 8, St. Jakobsmarkt, Anvers	Belg. Fr. 430.—	40.—
BRASILIEN: A Tempera, G. C. Holme, Al. Casa Branca 907, Caixa Postal 1668, Sao Paolo	Cr$ 300.—	
CANADA: Swiss Sales Agencies, Beardmore Building Room 33, 417 St. Peter St., Montreal, Que.	can. $ 10.—	1.—
DÄNEMARK: C. A. Reitzel, Norregade 20, Kopenhagen K	DKr. 60.—	5.50
DEUTSCHLAND: Ausland-Zeitungshandel W. E. Saarbach, Frankenstraße 14, Köln-Junkersdorf	DM. 36.—	3.50
ENGLAND: Collets, 40, Great Russell Street, London W. C. 1	£ 3/–/–	–/6/–
HOLLAND: Meulenhoff & Co. NV, Beulingstraat 2, Amsterdam C	Fl. 33.—	3.–
ISRAEL: A. B. C. Bookstore, Allenby Road 71, POB 1283, Tel Aviv	I£ 4.———	–.350
ITALIEN: Italpropaganda SA, Via S. Prospero 1, Milano Franco di Conno, Via Settala 19, Milano	Lire 5500.—	500.–
LUXEMBURG: Messageries Paul Kraus, 29, Rue Joseph Junck, Luxemburg	Lux. Fr. 430.—	40.—
MEXIKO: Libreria Internacional, Sonora 204, Mexico D. F.	Pesos 70.—	6.50
NORWEGEN: Narvesens Kioskkompani SA, Stortingsgata 2, Box 125, Oslo	NKr. 60.—	5.70
PORTUGAL: Livraria Buchholz, Av. da Liberdade 50, Lisboa	Esc. 250.—	23.—
SCHWEDEN: Wennergren-Williams A. B., Drottninggatan 71 D, Stockholm C. E. Fritze, Fredsgatan 2, Stockholm	SKr. 45.—	4.20
USA.: Transbook Company Inc., 6 East 39th Street, New York 16 NY Mrs. W. R. Streuli, Room 1215, 19 Rector Street, New York 6 NY The International News Company, 131 Varick Street, New York 13 NY	$ 10.—	1.—

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

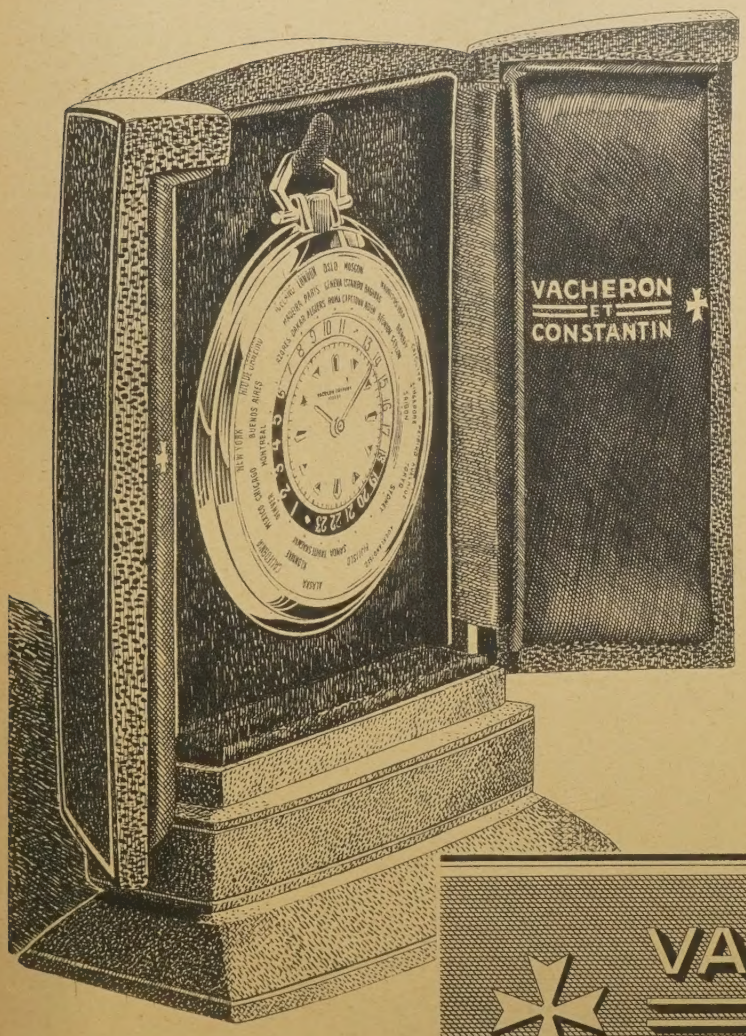
Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790

HONNEUR ET TRADITION



NAPOLEON I.

trug diesen Degen mit dem berühmten Regent-Diamanten, ein Werk seines Juweliers Nitot, an seiner Krönungsfeier. Auch A. Vacheron, der Gründer des Hauses Vacheron & Constantin, zählte zu seinen Lieferanten und wußte die kaiserliche Gunst auf die Erzeugnisse der Genfer Uhrenfabrikation zu lenken.



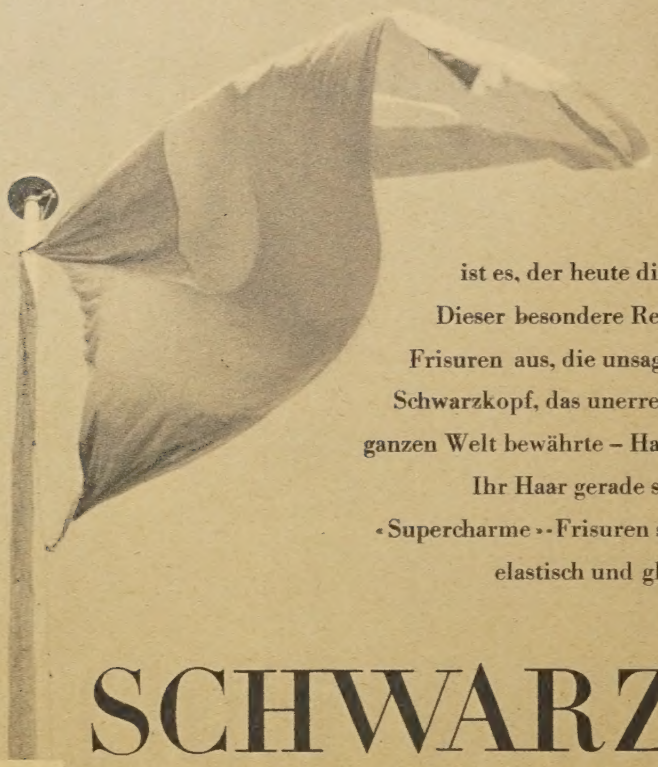
Neueste Präzisionsrekorde
Kategorie Bord- und Taschenchronometer

Sternwarte Genf 1948:
Serienrekord der 5 besten Chronometer
Einzelpräzisionsrekord

VACHERON ET CONSTANTIN
GENÈVE

Das Feinste in Uhren - seit 1785 -

Der sportlich jugendliche Charme...



ist es, der heute die Menschen bezaubert. Dieser besondere Reiz geht von den neuen Frisuren aus, die unsagbar anziehend wirken. Schwarzkopf, das unerreicht gute – und auf der ganzen Welt bewährte – Haarpflegeprinzip, macht Ihr Haar gerade so, wie es für die neuen «Supercharme»-Frisuren sein muß: duftig-luftig elastisch und glanzvoll-verführerisch!

SCHWARZKOPF

Für trockenes, hartes Haar das wundersame Schwarzkopf-Oelshampoo mit Apfelblüten Fr. –.75

Für normales oder fettes Haar das einzigartige Crèmeshampoo Lanador ab Fr. 1.20

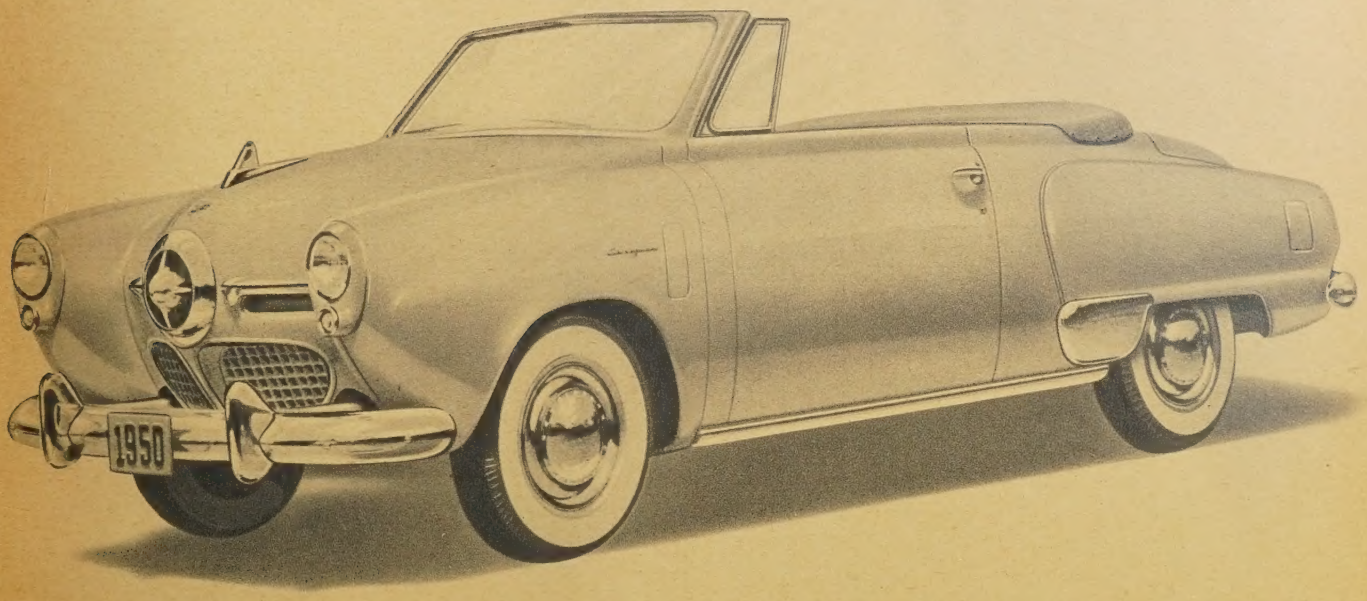
Für gesundes Normalhaar, blond oder dunkel, das klassische Schwarzkopf-Shampoo, Beutel Fr. –.50 Flüssig ab Fr. 2.–

Fragen Sie Ihren Coiffeur nach den ausgezeichneten Schwarzkopf- Kur- und Spezialbehandlungen.

Doetsch, Grether & Cie. AG., Basel

STUDEBAKER 1950

wieder die führende elegante Linie für die kommenden Jahre



Offizielle Untervertreter

Altdorf	Jos. Imholz & Cie., Autogarage
Baden	Paul Stierli, Automobile
Bad Ragaz	Gebr. Gessinger
Buchs (SG)	O. Blaser, Autogarage
Chur	Calanda-Garage AG., Kasernenstr. 30
Ebnat-Kappel	Ernst Hartmann, Central-Garage
Glarus	C. Enz, Autogarage
Hergiswil am See	Charles Sieber, Waldstätter-Garage
Herisau	Albert Müller, Garage Wilen
Kreuzlingen	Konrad Siegwart, Autogarage
Lachen	Walter Jetzer, Rotbach-Garage
Luzern	Koch Panorama Luzern AG., Löwenstr. 18
Muri (AG)	Louis Frey, Autogarage
Sursee	Leo Müller, Central-Garage
Schaffhausen	A. Richter, Steig-Garage
Schüpfheim	E. Enzmann, Garage Adler
St. Gallen	E. W. Bodenmann, Adlerberg-Garage
Weinfelden	Walter Krapf, Platz-Garage
Winterthur	Albert Steiner, Autogarage, St.-Gallerstraße 35
Zug	Auto Kaiser AG., Baarerstraße 50

Der beliebte **CHAMPION** *nur* 14 PS

nunmehr lieferbar mit dem

Automatischen Getriebe,

einem Wunderwerk der Technik

Und das Wichtigste: *Kein erhöhter Benzinverbrauch*

Verlangen Sie bitte Auskunft beim

Studebaker-Importeur

BINELLI & EHRSAM AG. ZÜRICH 6

Stampfenbachplatz

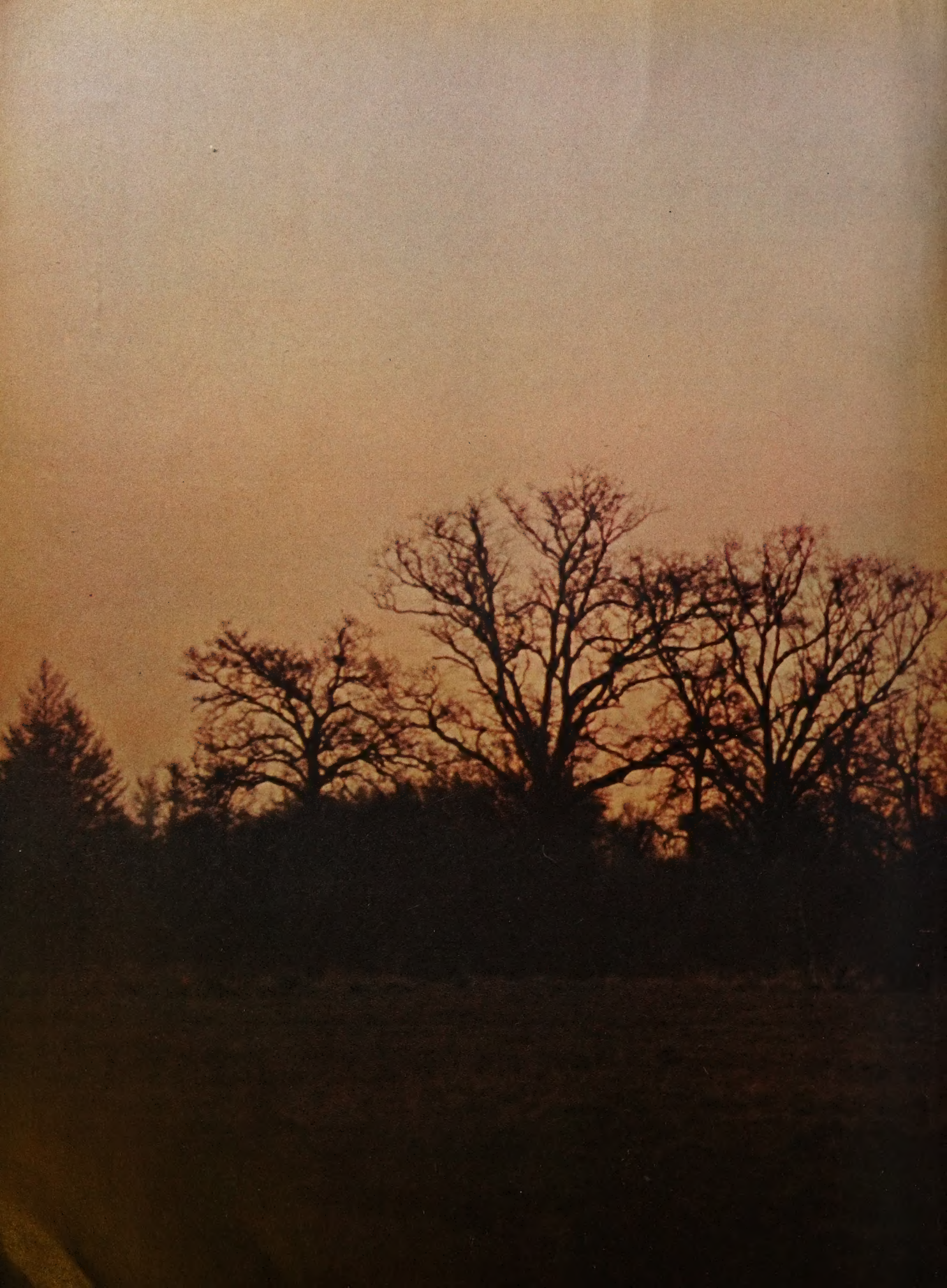
Fällt es uns nicht doch etwas schwer zu glauben, daß einst, wo heute Paris, Bern, Rom, Berlin und Warschau stehen, ein Meer lag und lastete? Und doch war es so. Gewaltige Korallenriffe — Zeugen *warmen* Wassers — bauten untermeerische Gebirge auf, neptunische Reiche, die noch auf ihren Homer warten. «Ja», sagt unser Oswald Heer, «wir wohnen inmitten eines großen Seebeckens; aber das Meer ist abgeflossen und ausgetrocknet.» Die Alpen begannen sich aufzufalten, der Meergrund hob sich, der Atlantische Ozean fiel in seine heutigen Ufer zurück. Wieder kam eine warme Zeit, in welcher die Blumen und Bäume unserer Tage entstanden und die Säugetiere ihre Herrschaft antraten. Dann, unbegreiflich warum, wurde es kalt, ein Schneetreiben ohne Ende begann; vom Nordpol her wuchsen die Eismassen über England und Schweden nach dem europäischen Festland — sie begruben Holland, Dänemark und die Norddeutsche Tiefebene unter sich. Wie sie kamen, so gingen sie wieder — dem schmelzenden Eis aber zog diesmal der Mensch nach. Im Niltal und dem Zweistromland rührten sich die ersten Großkulturen. Wo die Gletscher schwanden, da entstanden erst die unwirtlichen Tundren, die sumpfigen Moossteppen, da entstand das düstere, unheimliche Moor und die summende, märchensinnende Heide. Da wächst der Machandelboom, der Wacholder, hoch wie eine Linde. Die Wälder freilich, die sich von den Flußtälern ausbreiteten, hat der frühe Mensch vorerst gemieden; er ist noch Höhlenbewohner, Pfahlbauer und Moorwanderer. Ihr Rauschen und Weben dringt später mächtig genug in sein Denken ein. — So formten Moor, Heide und Wald einen Menschenschlag, der karg lebt und sich darum an gute Leistung gewöhnt, den eine ebenso schöne wie auch unheimliche Natur ahnungsgeneigt macht, bei dem sich zum bloßen Betrachten verwirrend das «zweite Gesicht» gesellt. Und auch hier schafft nun der Spätling der Schöpfung aus den Steppen Wiesen und Felder, rodet und brennt die grünen Dome: Städte wachsen an der Ostsee und senden ihre Schiffe mit den bunten Wimpeln hinaus, Städte türmen und giebeln sich überall in den Landen auf, die noch, geologisch gesehen, «gestern» unter hohem Eise lagen; an freundlichen Flüssen, beidseits der Brücke, «die von Wagen und Menschen tönt»...

Zu Goethes Zeiten schien es möglich, daß der Mensch sich mit seiner natürlichen Umwelt verständige, daß eine vernünftige, glückliche Gleichung zwischen ihnen herrschen solle. Dann aber brach mit der industriellen Revolution ein Verhängnis herein, dessen zerstörerische Dämonie immer mehr den großen geologischen Katastrophen zu ähneln beginnt. Mutterschänderisch unternahm es der Mensch, das Antlitz der Erde zu verstümmeln. Alle ihre verborgenen Schätze wurden geplündert, ohne daß die Räuber damit eine gerechte Ordnung schufen. Wie häßliche Geschwüre wuchern die Riesenstädte der Armen ins wehrlose Land. Die Seen und Flüsse erkranken, Abwässer stören die geheimnisvollen Gleichgewichte ihres Lebens, Tiere und Pflanzen werden ausgerottet, Asphaltstraßen schneiden mordend durch Haine und Hecken und schütten den öden Lärm der Motoren in die sterbende Stille. Das Schöne, Stille, Einsame, das Besondere und Eigentümliche wird immer seltener. Aus eigener Kraft vermag es sich nicht mehr zu wehren. Wenn es die liebende Ehrfurcht und die geschwisterliche Verbundenheit im menschlichen Herzen nicht mehr anrühren kann, ist es verloren.

Die herrlichen Aufnahmen dieses Heftes stammen von Ursula von Loewenstein. Sie wurde 1914 in Marburg a. L. geboren, verlebte ihre Kindheit in diesem freundlichen Universitätsstädtchen, besuchte dann früh in Weimar die staatliche Hochschule für Lichtbildnerei und ging bald, als Assistentin Walter Heges, ihren eigenen, vielversprechenden Weg. Sie nahm an den Reisen nach Italien und Griechenland teil, ein feines, zu klaren Zielen bereites Weltschauen bereichernd. Die Eindrücke des Südens halfen ihr, die dunklen Versuchungen des politischen Klimas ihrer jungen Jahre zu durchschauen; die Not der Zeit ließ eine ursprüngliche Liebe zur Natur zu früher Vollendung reifen. Ihre Heimkehr ins geliebte elterliche Haus galt dem sorglichen Aufbau der eigenen, reichen Pläne. Da geriet sie, im Oktober 1944, in das Schußfeld eines alliierten Tiefffliegers und erlag nach viertägigem Ringen mit dem Tode den erlittenen Verletzungen...

Dies Heft entstand im innerlichsten Gespräch mit ihr. Es war ein Lauschen und Tasten, als müßte das heimlichste Gehör doch ihre Meinung und ihr Wünschen vernehmen. So legten wir die Bilder immer wieder neu und anders zusammen, bis dann diese Wahl, diese Auswahl entstand. Es war uns, ihre freudige Unruhe würde in uns selber wach, als die Drucklegung näher rückte. Nun liegt das Heft da, nun grüßen wir die stille, ferne Kameradin...

Walter Robert Corti



SEEADLER IN MECKLENBURG

Von Ursula von Loewenstein

MEINEM BRUDER

Es war an einem frostkalten Februarmorgen des strengen Winters 1940, als Professor Walter Hege und ich auf einer kleinen Bahnstation den Zug verließen, um von hier aus mit Film und Photokamera in die weiten, einsamen Wälder Mecklenburgs vorzudringen. — Koffer und Kisten waren schon seit Tagen an diese letzte durch Eisenbahn erreichbare Station vorausgesandt und füllten nun den kleinen Gepäckraum bis obenhin. Der Bahnhofvorsteher, gespannt auf die Filmexpedition, begrüßte uns neugierig. Wir stellten die mitgebrachten Apparate zu den übrigen und machten uns frohgemut, nur mit Fernglas und Rucksack bewaffnet, auf den Weg.

Weite und Einsamkeit umgaben uns. Das flache Land lag in tiefem Schnee, hell stand der volle Mond am klaren Wintermorgenhimmel. Heute sollte nun das langersehnte Leben beginnen! Jahrelang waren wir «Vogelnarren» in den Städten festgehalten worden, hatten Architekturen und Baustellen gefilmt und voll Sehnsucht vom Fenster unserer Werkstatt aus den Wechsel der Jahreszeiten im Garten erlebt. Aber nicht nur unser Wunsch, von Wäldern und Tieren umgeben leben zu können, würde in Erfüllung gehen, sondern ein lange zurückliegendes, unvergeßliches Erlebnis sollte zur bildlichen Gestaltung kommen. Wir wollten einen Film vom Seeadler drehen.

In den Wäldern, die nun vor uns lagen, hatten wir ihn vor acht Jahren gesehen. Wir lagen damals gut getarnt im Buschwerk nahe einem Seeadlerhorst. Nachts hatten wir uns herangeschlichen, und als die Sonne die obersten Spitzen der Kiefernkrone und den Horst beleuchtete, schwebten zwei Seeadler mit weitentfalteten Schwingen an. Majestätisch standen sie auf ihrem Horst. Hell schimmerte das Gefieder in der ersten Morgensonne, Kopf und Brust erstrahlten nahezu weiß. Wild und scheu blickten sie um sich. Dies alte Adlerpaar war ein selten edles Bild, welches wir nie vergessen konnten.

Dieser Seeadler war nun unser Ziel. Er sollte uns führen. Wo er lebte, wollten wir leben. So schritten wir ins Unbekannte, voll Bereitschaft für all das Schöne, was uns das Leben in den Wäldern bringen würde.

Doch über das Schwere, was kommen würde, hatten wir uns in unserer Begeisterung wenig Gedanken gemacht. Ja, später erschien es mir öfter, als wenn wir in unserer warmen Stadtwohnung vergessen hätten, wie sich 20 Grad Kälte im Freien anfühlen, daß Schnee, Eis und Sümpfe unser harrten.

Schon jetzt, wir waren von der Landstraße abgebogen und stapften über eine verschneite Lichtung auf einen Kiefernwald zu, kamen mir viele besorgte Gedanken. Immer tiefer versackte ich in den Schneelöchern, und vor mir türmten sich nicht nur die Schneemassen, sondern auch in Gedanken die Apparate auf, die zurzeit noch wohlbehalten auf der Station standen, dann aber doch von uns durch das schwierige Gelände an die Aufnahmeplätze gebracht werden mußten. Wir waren ja nur zu zweit und nicht einmal besonders stark. Walter Hege hatte oft unter einer Weltkriegsverletzung zu leiden, und ich war nur eine Frau.

Vorläufig kämpften wir uns wacker durch den Schnee und waren froh, den Wald erreicht zu haben. Bald darauf standen wir vor unserem ersten Ziel, einem Forsthaus.

Der freundliche, junge Förster begrüßte uns, erstaunt ob dieses morgendlichen Besuches in der verschneiten Einsamkeit und teilte uns mit, daß der uns bekannte Horst im vergangenen Jahr verlassen worden sei. Er habe aber in den Jahren, da er hier Förster sei, die Beobachtung gemacht, daß unser Adlerpaar einen Wechselhorst haben müsse. Doch wo der zweite Horst war, wußte er nicht.

Wir ließen uns den Weg genau beschreiben und gingen los. Keine Fährte kreuzte den frischen, tiefen Schnee, keine Menschenspur war zu sehen. Schwer fiel es, Abzweigungen und kleine Schneisen zu entdecken; dann fanden wir, mehr aus der Erinnerung heraus, den Horst. Er war vom Winde zerzaust, Aeste und Knüppel heruntergebrochen, kein frischer Zweig lag oben. Wir setzten uns auf einen Baumstamm, ein wenig rastend nach dem mühsamen Weg und horchten in die Stille. Ganz leise tropfte es von den Bäumen. Die Kiefernstämme leuchteten rot in der Sonne, und zwischen den Wipfeln schien ein strahlend blauer Himmel.

Wohl eine Stunde lang ließen wir uns gefangennehmen von dem Zauber des märchenhaften, weißen Waldes. Dann kehrten wir, die alte Spur benutzend, zum Forsthaus zurück.

Nachdem wir den Förster gebeten hatten, den Horst weiter zu beobachten, gingen wir zu einem Forsthof, der, von wenigen Häusern umgeben, am Rand des Waldes lag.

Nach den Erzählungen des Oberförsters hier waren wir in ein Adlerparadies gekommen. An jedem Stück Fallwild sollten in kürzester Zeit 10–15 Adler hocken. Die Förster in den abgelegenen

Revieren müßten das geschossene Wild sorgsam im Gebüsch verstecken, damit die Adler es nicht angingen, ehe es geholt werden könne. Er wollte seine unglaubhaft klingende Schilderung bestätigen und ging mit uns an den See hinunter, wo er ein eingegangenes Fohlen ausgelegt hatte. Doch das Fohlen lag einsam da. Keine Krähe flog auf, kein Adler strich ab.

Etwas entmutigt blickten wir über den See. Da entdeckten wir auf einer weit entfernten Halbinsel einen mächtigen Horst. Der Größe nach konnte es nur ein Seeadlerhorst sein. Auf diesen setzten wir nun unsere Hoffnung.

Inzwischen begann es dunkler zu werden, und als wir vom tiefen Schnee völlig durchnäßt im Dorf anlangten, war die Nacht hereingebrochen. An ein Zurückwandern zur Station war bei unserer Müdigkeit nicht zu denken, und wir baten im «Krug» um ein Nachtquartier. Aber nicht nur Betten, auch jegliches Essen wurde uns abgeschlagen. Schließlich, von wenig freundlichen Worten begleitet, machte uns die Wirtin zwei Zimmer in einem unbewohnten Nebenhaus zurecht. Die Wände waren voll Eis und die Bettwäsche, die vom Trockenboden geholt wurde, feucht. Bei einem Stück trockenen Brotes machten wir einen Schlachtplan für die nächsten Tage. Wir wollten trotz «Gastfreundlichkeit» unseres Wirtes erst einmal hierbleiben und den Horst auf der Halbinsel beobachten, außerdem versuchen, Adler an gefallenem Wild aufzunehmen. Also mußten die Apparate hierhergeschafft und für Essen gesorgt werden.

In der Dunkelheit des nächsten Morgens ging ich zur Station, froh, meine eiskalten Glieder bewegen zu können. In dem kleinen Kreisstädtchen kaufte ich ein: Brot, Butter und Wurst für zwei Wochen, eine Petroleumlampe und zwei Stöcke mit scharfen Spitzen für das Glatteis. Nachts erst fuhr ein Zug zurück. Ein selten schöner Sternenhimmel überspannte die weiten Lichtungen und erfüllte mein Herz mit Hoffnung und Glauben, daß unser Unternehmen gelingen würde.

Es war sehr kalt. Noch immer fror ich in den nassen Kleidern. Doch im «Krug» konnte ich mir trockene Sachen anziehen, denn unsere Koffer und Kisten waren inzwischen angekommen.

Am nächsten Morgen packten wir Apparate, Handwerkszeug und einen verendeten Hirsch auf einen Schlitten und fuhren damit zum nahen See. Am Rande eines kleinen Buschwaldes von Erlen, Birken und Wacholdern luden wir ab und bauten uns einen gutverkleideten Kamerastand. Den Hirsch schleiften wir auf die Eisfläche und legten einen starken Ast daneben — so recht geeignet zum Aufblocken für die Adler. Gegen Mittag war alles fertig. Der Schlitten fuhr davon. Walter Hege machte sich auf, um den Horst auf der Halbinsel zu beobachten. Ich blieb an der Filmkamera im Versteck.

Lange hatte ich die Stunden der Stille, des Wartens auf Wild nicht mehr erlebt und träumte nun abwartend vor mich hin. Ich wußte, daß es einige Zeit dauern würde, ehe die Adler kämen. Die Stunden verrannen. Kein Vogelruf unterbrach die Stille. Es taute ein wenig, Schmelzwasser sammelte sich auf dem Boden meines Versteckes, Nässe und Kälte krochen an mir empor. Als die Dunkelheit hereinbrach, verließ ich den Ansitz. Das Warten brachte keinen Erfolg.

Am nächsten Morgen saßen wir beide schon um sechs Uhr in unserem Schneeversteck. Wir standen gerne früh auf, denn noch immer gelang es uns nicht, in der Nacht warm zu werden. Es war dasselbe Bild wie gestern. Auf der blanken, weiten Eisfläche lag der Hirsch. Totenstille. Nach ein paar Stunden hörten wir einige Krähenrufe. Würden sie kommen? Die frechen Nebelkrähen erspähen das Aas immer zuerst. Doch sie können die Decke des Wildes nicht durchstoßen und schreien so lange, bis die Seeadler kommen und mit ihren scharfen Schnäbeln das Fell aufreißen. Aber nichts von alledem geschah. Wir froren immer mehr. Am Nachmittag war unsere Kraft, der Kälte standzuhalten, erschöpft. Wir mußten raus und uns bewegen!

Auf dem Nachhauseweg, wo wir recht mutlos und still dahinschlichen, entdeckten wir eine kleine Anhöhe, von der man ganz ferne den Adlerhorst auf der kleinen Halbinsel, die von den Einwohnern «Paradies» genannt wird, sehen konnte. Wir beobachteten durch das Glas. Plötzlich flog ein Adler an. Wir glaubten an eine Täuschung und starrten gebannt auf den Horst. Da kam ein zweiter. Es war kein Irrtum möglich. Die ersten Seeadler! Wir freuten uns unbändig. Gleich morgen wollten wir mit den Apparaten ins «Paradies».

Doch das war sehr viel leichter gedacht als getan. Die Seeadler hatten sich den höchsten Baum der kleinen Halbinsel ausgesucht, so daß sie jeden Menschen beobachten konnten, noch ehe derselbe den Horst sah.

Wie Indianer schlichen wir trotz der schweren Apparate im Rucksack durch das Gelände. Und doch flog schon, als wir die Halbinsel kaum betreten hatten, ein Adler vom Horstbaum ab. Nun mußten wir uns beeilen, um nicht zu lange zu stören. Wir arbeiteten uns durch mit Heckenrosen verflochtenes Wacholdergestrüpp, stöberten dabei zwei Sauen auf, die polternd davonstoben, stolperten weiter über Baumstümpfe und Wurzeln, die unter dem Schnee verborgen lagen. Das Eindringen in das Reich des Seeadlers sollte uns nicht leicht gemacht werden. Nach dem dichten Buschwerk, das wir mühsam hinter uns gebracht hatten, lag eine weite Sumpffläche vor uns. Wir mußten von Stubbe zu Stubbe springen, glitten dabei oft aus und versanken tief im Schnee und Morast. Endlich fanden wir eine trokkene, feste Stelle, wo uns ein Wacholder etwas Deckung bot. Es war noch sehr weit entfernt vom Horst, aber trotzdem konnte man ihn gut beobachten. Wir richteten unsern Apparat ein. Frei lag der Horstbaum vor uns! Einen ganzen Tag lang hatten wir darum kämpfen müssen.

Auf dem Weg hatten wir, zwischen Wacholdern und Birken versteckt, eine kleine Hütte erspäht. Diese machten wir für die nächsten Tage zu unserem Quartier. In der Stille der Nacht, die nur hin und wieder vom Knacken und Donnern des berstenden Eises unterbrochen wurde, sehnten wir den Morgen herbei. Doch der brachte weitere Kälte; aber auch die Adler! und das entschädigte für alle Anstrengungen.

In den ersten Morgenstunden flogen sie beide an, brachten Zweige mit, besserten den Horst aus und blockten lange ruhig auf einem Ast auf. Ihr «Glick-Glick», ein heller Ruf, der nur im Frühjahr ertönt, klang aus den Lüften, in denen sie spielerisch kreisten.

Von den beobachtenden Menschen nichts ahnend, bauten die beiden alten Seeadler in dieser frühen Jahreszeit, in der noch kein Vogel aus dem Süden zurückgekehrt ist, ihren Horst.

In diesem Landstrich verlassen die Seeadler ihre Heimat nicht zur Winterszeit. Wenn die Seen, an denen sie Sommer und Herbst mit Vorliebe jagen, zugefroren sind, finden sie genügend Nahrung in den Wäldern an krankem und gefallenem Wild.

Glücklich, die ersten Aufnahmen der Seeadler zu bekommen, wurde uns bereits klar, daß wir diesen Horst nicht lange filmen konnten. Denn der Adlerbaum war eine Eiche und hatte keinen gleich hohen Nachbarbaum. Der Horst, jetzt nur von dürren Zweigen verdeckt, würde in den Blättern völlig verschwinden und uns die Aufnahmen von unten unmöglich machen.

So mußten wir also weiter und einen neuen Horst suchen. Da man unsere früheren Tierfilme kannte, stießen wir überall auf hilfsbereite Förster und Vogelfreunde, die uns Brutstellen nachwiesen. Sie lagen viele Kilometer voneinander entfernt, als dulde ein horstender Adler in weitem Umkreis keinen zweiten. Einige Horste schienen unbesetzt. Dem strengen Winter waren allein nach unseren Feststellungen fünf Adler zum Opfer gefallen. Auf einem Horst sahen wir nur einen Adler, welcher tagelang vergebens auf seinen Partner wartete. Nach

vielem Suchen und Beobachten zeigte uns ein alter Forstmeister, wie einen liebevoll behüteten Schatz, inmitten eines Buchenwaldes einen Horst, ganz wie wir ihn brauchten. Beim Näherkommen strich ein Adler ab. Wir baten den Forstmeister, den Horst weiter zu beobachten und kehrten ins «Paradies» zurück.

Hier hatte sich nichts verändert; nur die Apparate waren dicht eingeschneit. Unermüdlich besserten die Adler ihren Horst aus. Oft knackte es laut im Wäldchen hinter uns, dann ein starkes Flügelrauschen über unseren Köpfen, und ein Adler flog mit einem großen Zweig hinauf zum Horst. Dort beschäftigten sich beide lange damit, ihn richtig einzubauen und zu verflechten. Aus dem gefrorenen, von Wildschweinen umgebrochenen Erdreich rissen sie Rasenbatzen heraus und brachten sie zum Horst. Dann wieder stiegen sie auf, um in den Lüften zu spielen.

Besonders an trüben Tagen war eine lebhafte Flug- und Bautätigkeit; schien aber die Sonne, so saßen sie stundenlang unbeweglich auf einem Ast zur Seite des Horstes und sonnten sich. Nur der Kopf mit den ständig wachsamen Augen wendete sich hin und her, die ganze Gegend beobachtend. Wie gut war es, daß wir einige Stunden, an denen die Adler nicht am Horst waren, ausgenützt und nahe dem Adlerbaum zwei neue, ganz dicht verflochtene Verstecke gebaut hatten. Sie schützten uns sicher vor den scharfen Augen. Sogar unsere «Kanone», einen Apparat mit 120 cm Brennweite, hatten wir hierher geschafft. Wenn wir damit filmten, füllte der Adler das ganze Bild. Niemals hatte ich ihn so groß und nahe gesehen wie nun auf der Mattscheibe. Je älter die Seeadler sind, um so heller wird ihr Federkleid. Unsere Adler mußten schon sehr alt sein. Das braungraue Gefieder spielte am Hals in ein wundervolles Grau hinüber und wurde am Kopf nahezu weiß. Die Augen leuchteten gelb, ebenso der scharfgebogene Schnabel. Manchmal schienen mich die Augen zu durchdringen, die mir die Kamera so nahe brachte. Doch die Adler ahnten nichts von uns Menschen. Nur im Dunkeln schlichen wir in unser Versteck und gingen nicht eher hinaus, bis sie den Horst lange Zeit verlassen hatten.

Der Weg im Morgengrauen war kurz, aber sehr anstrengend. Obwohl schon Mitte März, waren es meist 8—10 Grad Kälte. Oft wußte ich nicht, ob mir der Frost, der den Sumpf gefrieren und den Schnee verharschen ließ, nicht lieber war als das Tauwetter, bei dem man unweigerlich bis weit über die Knie im Schmelzwasser und Morast versank. Stets kamen wir vom Wasser und vom Schwitzen völlig durchnäßt in unserem Versteck an und waren dann den eisigen Stürmen und der Kälte hilflos ausgeliefert.

Doch am Abend konnten wir uns aufwärmen. Ja, wir fanden jetzt sogar fürsorglich warmgestellte Filzpantoffeln im Kachelofen vor und bekamen ein warmes Abendbrot. Die Förstersleute, die in einem einsamen Forsthaus nahe dem «Paradies» lebten, hatten uns freundlich aufgenommen. Schön waren die Abende in dem kleinen, strohgedeckten Forsthaus. Ich liebte es, mich zu dem Förster, der uns «Adlerjäger» wohl ein wenig seltsam fand, an das niedrige Fenster zu setzen und hinauszublicken auf den kleinen, von Kiefern umstandenen Hof, während die Männer ihre Jagderlebnisse austauschten. Das Zurruhegehen des Viehs und die sich langsam ausbreitende Dämmerung erfüllten Haus und Hof mit tiefem Frieden. Manchmal schlug einer der Hunde an. Dann wußte ich, daß Wild nahe am Haus vorbeizog.

Trotzdem die Schneestürme nicht enden wollten, wurde es Frühling. Die ersten über das Haus ziehenden Kraniche und Singschwäne gaben uns Gewißheit.

Doch zu unserem großen Erstaunen kamen die Adler kaum mehr zum Horst. Nach unserer Berechnung mußten sie jetzt ihre Eier legen und mit Brüten beginnen; aber sie waren nicht da.

Suchend streifte ich durch die Gegend und kam eines Tages an einen kleinen, verlassenen See. Da hockten unsere alten Seeadler auf dem Eis, umgeben von Krähen und ein paar jüngeren Adlern. In den aufgetauten Stellen am Ufer tauchten Fische auf, die Luft schnappen wollten. Diese griffen die Adler sofort an und verschlangen sie; eine willkommene Abwechslung nach dem eintönigen Winterfutter. Sie waren voller Gier, schlugen heftig mit den Flügeln und kämpften gegeneinander.

Dort mußten wir sofort hin! Ein schwerer Entschluß, nachdem wir unsere Apparate mit so viel Mühe im «Paradies» aufgebaut hatten. Bis zum Forsthaus schleppten wir sie. Von dort fuhren wir am nächsten Nachmittag mit einem Pferdegespann an den kleinen See. Dichter Nebel lag darüber. Man konnte keinen Meter weit sehen. Das «Krah-Krah» der Nebelkrähen, ihr aufgeregtes Geflatter und hin und wieder das wilde Flügelschlagen der großen Adlerschwingen ließ uns hören, welch tolles Leben da herrschte. Schnell bauten wir ein Versteck. Doch tagelang riß die Nebelwand nicht, die uns von dem so nahe liegenden Bild trennte.

Nach langem Warten gelangen uns endlich Filmaufnahmen der fischenden Adler. Unbeholfen waren die großen Vögel auf dem glatten Eis. Sie glitten aus beim Landen, denn die Fänge fanden keinen Halt. Plump und vorsichtig, mit den Flügeln das Gleichgewicht suchend, watschelten sie zu den Wasserlöchern. Dort gab es reichlich Nahrung. Gierig griffen sie ihre Beute. Unendliche Mengen verschlangen sie. Oft entglitten ihnen in ihrer Hast die kleinen, zappelnden Fischchen, auf die sich dann flink die um sie herum flatternden Krähen stürzten. Die jüngeren Adler trauten sich nicht in die Nähe der Wasserlöcher, die von den Grauköpfigen beherrscht wurden. Nach und nach entdeckten immer mehr Vögel diesen Futterplatz. Eine Rohrweihe kam, zwei Bussarde gesellten sich dazu und mehrere Milane kreisten ständig darüber. Die frechen Krähen fürchteten die kleinen Raubvögel nicht; listig zupften sie sie am Stoß und schnappten ihnen gewandt die Beute weg. Eines Morgens stand auch ein Fischreiher still und gravitätisch im bereiften Schilf.

Am 31. März, einem strahlend schönen Frühlingstag, begannen die Adler zu brüten. Männchen und Weibchen wechselten sich ab. Die Eier blieben nur kurze Zeit unbedeckt. Die Ablösung wurde von hellen, lauten Rufen begleitet. Während das Weibchen viele Stunden festsaß, brütete das Männchen nicht lange. Der brutfreie Adler blieb in der Nähe des Horstes, blockte auf einer Kiefer am See auf, putzte sein vom Brüten zerdrücktes Gefieder und strich nur selten ab zur Nahrungssuche. Einmal wurde das Weibchen ungeduldig; es stellte den Schnabel hoch und schrie unaufhörlich. Doch als der Adler trotzdem nicht zur Ablösung kam, flog es ab und holte ihn zum Horst.

Wir beobachteten jetzt nur noch von ferne, so daß wir die Adler niemals aufjagen mußten. Ja, wir ließen, nachdem wir sahen daß sie wirklich festsaßen, den Horst völlig in Ruhe und wendeten unsere Kamera ganz anderen Dingen zu. Etwa fünf Wochen lang durfte niemand die alten Adler stören.

Immer lebendiger und schöner wurde es im Wald und Bruch. Die Birken setzten das erste zarte Grün an, in dem blauen Frühlingshimmel kreisten, segelten und spielten die Bussarde, der Fischer fuhr zum erstenmal über den See und stellte seine Reusen auf, und auch der Fischadler kreuzte über seinem Jagdgebiet. In den aufgetauten Gräben fanden wir eingebrochenes, verendetes Wild, stinkend und aufgedunsen. Wir zogen es heraus und legten es auf den Damm. Für uns und unsere Kamera errichteten wir einen kleinen Pfahlbau nicht weit davon.

Zwei Tage ließen wir uns gar nicht sehen, damit die Adler, die jetzt schon frische Beute schlugen und nicht mehr an Aas zu gehen brauchten, durch völlige Ruhe vertraut wurden und sich herzogen.

Als wir wieder hinkamen, war bereits alles aufgefressen; die Decke des Wildes weggezerrt, das Gerippe weiß abgenagt. Und trotzdem kamen sie noch! Ihre Vorboten, die Krähen, meldeten sie schon von fern durch ihr Gekrächze. Ruhig schwebte der erste Adler an und landete. Lange hockte er da. Stundenlang! Erst als ein zweiter über ihm kreiste, watschelte er näher. Gierig zerrte er an der Decke, unter der sich gar kein Fleisch mehr verbarg. Wild blickte er zu dem anderen Adler. Krähen umflatterten ihn, hopsten hin und her, ständig in Bewegung, neugierig, ob wohl für ihre kleinen Schnäbel noch etwas zu ernten wäre. Mit voller Gewalt riß der Adler, wild mit den ausgebreiteten Flügeln schlagend. Ein dritter kam hinzu. Es waren alles junge Adler. Man konnte die Jahrgänge gut an dem verschieden gefärbten Federkleid unterscheiden. Der dunkelste, der meist zuschauen mußte, war der jüngste, heller und reicher gefleckt das Gefieder der älteren. Von unserem ganz hellen Adlerpaar war keiner dabei. Diese waren alle noch nicht brutfähig und hatten daher Zeit, sich tagelang hier aufzuhalten.

Doch wir nicht! Im Versteck erlebten wir jeden Morgen das Vielstimmigerwerden des Vogelkonzertes. Meisen trillerten, Drosseln schlugen, die Teichrohrsänger waren schon zurückgekehrt, und auch der erste Kuckuck rief. Die eindringlichen Rufe der Kraniche übertönten, Fanfarenstößen gleich, das melodische Trillern der Brachvögel und das aufdringliche «Ki-witt» der Kibitze, die jetzt die feuchten Wiesen belebten.

Die Kraniche sind die seltsamsten Tiere, die dort in unserem Bruch leben. Geschult durch unsere Erfahrungen mit den scheuen Adlern, zweifelten wir nicht daran, daß es uns gelingen würde, sie zu filmen. Doch begann mit diesem Vorsatz ein wahrhaft trauriges Kapitel unserer Expedition. Wir mußten das erste Mal kapitulieren. Die Natur hat diese seltenen, scheuen Bruchbewohner mit so unendlich vielen Fähigkeiten, sich der Landschaft vollkommen anzupassen, ausgestattet, daß sie sich uns entzogen. Wenn wir trotzdem einen Film und ich einige Aufnahmen von ihnen bekamen, so gelangen uns diese erst im zweiten Jahr. In diesem Jahr fanden wir die Nester zu spät; die Jungen waren schon geschlüpft. Ich will erzählen, wie diese Geschichte sich begab:

Am 4. April, der Adler brütete bereits vier Tage, beobachteten wir auf einer moorigen Waldwiese in den frühen Morgenstunden zwei äsende Kraniche. Mit der aufsteigenden Sonne erhoben sie sich gleichzeitig und flogen fort. Schnell bauten wir am Rande der sumpfigen Wiese in zwei Wacholderbüschen unsere Verstecke. Kaum war fester Grund für die Stative zu finden. Nach ein paar Stunden konnten wir wohlgefällig unser Werk betrachten. Die Wacholder hatten zwar ein wenig an Umfang zugenommen, sonst aber war keine Veränderung zu sehen. Die Nacht blieben wir nahe der Wiese in einem verlassenen Gehöft. Spinnetze spannten sich, wohin man tastete, kleine Waldmäuse wuselten aufgeschreckt auf dem Boden umher, unruhig flatterten Schwalben aus und ein und kamen auf ihren dicht unter die Decke gepreßten Nestern zur Ruhe. Mit zunehmender Dunkelheit huschten große Fledermäuse aus den hohlen Fenstern hinaus und kehrten zurück, als wir am Morgen das Haus verließen. Die zarte Sichel des abnehmenden Mondes stand am klaren Himmel. Nur das Meckern der Bekassine unterbrach die frühmorgendliche Stille, und ich schlief im Dunkel meines Versteckes ein wenig ein. Der durchdringende Ruf der Kraniche «Kor-lu» weckte mich. Die Sonne war eben über den Horizont geklettert; die Kraniche hatten sie mit ihrem Morgenruf begrüßt. Leise kullerte ein Birkhahn hinter mir. Von fernher riefen nochmals die Kraniche. Ich war gespannt: Würden sie kommen? Das Kullern des Birkhahns wurde immer lauter, und, während ich vorsichtig die Wiese nach den Kranichen absuchte, war der bunte Vogel auf einmal in meiner Mattscheibe zu sehen. Es war mir, die ich noch nie einen Birkhahn so nahe gesehen hatte, ein Wunder, daß dieser Bursche so eine Farbenpracht entwickeln konnte. Närrisch tanzte er vor mir, die roten Flecken über den Augen leuchteten weit, und sein Gefieder glänzte und schillerte in der ersten Morgensonne. Vorsichtig drehte ich mein Objektiv weiter. Ganz ferne ästen zwei graue, in den Wiesendunst übergehende Gestalten. Es waren die Kraniche! Unendlich mißtrauisch, die langen Hälse immer wieder hoch aufreckend und äugend, kamen sie näher. Mit ihren langen, spitzen Schnäbeln stocherten sie im feuchten Erdreich herum. Plötzlich lief einer der Kraniche mit weitausgebreiteten Flügeln auf den balzenden Birkhahn zu und verjagte ihn von der Wiese.

Und nun begann ein eigenartiges Spiel. Mit steifbeiniger Gravität schritten die Kraniche auf ihren langen Stelzbeinen aufeinander zu, trennten sich, um sich wieder zu begegnen. Die dichten Schwanzfederbüschel wippten dazu im gleichen Takt. Dann aber blieb ein Kranich starr mit weitausgebreiteten herabhängenden Flügeln stehen, Hals und Kopf reckte er steil in die Höhe. Der andere sprang und tanzte mit aufgeregten Flügelschlägen um ihn herum. Mehrmals wiederholte sich dieses Schauspiel. Zwischendurch ästen sie ruhig weiter; hin und wieder stießen sie gemeinsam ihr «Kor-lu» aus. Es war aufregend, diese scheuen, immer aufmerksamen Tiere so nahe zu sehen. Ueber den bernsteingelben Augen leuchteten zwei rote Flecke, die einzigen Farben in dem zart abgestuften Grau ihres Gefieders.

Nie wieder in diesem Jahr sollten wir die Kraniche so nahe sehen. Mit dem Höhersteigen der Sonne trompeteten sie noch einmal laut, stiegen auf und flogen mit gleichem Flügelschlag davon, bis wir sie hinter dem Wald verschwinden sahen.

Wo mochten sie ihr Nest haben? Ein unübersehbares Bruch lag vor uns, und an den nahen Seen erstreckten sich breite Schilfgürtel. Mit dem Glas streiften wir das Gelände ab, beobachteten jeden Morgen, woher sie kamen, wohin sie flogen. Manchmal sahen wir sie im Schilf einfallen, doch dann verschwand der dünne, lange Hals und war von einem schwankenden Halm nicht zu unterscheiden. An diesen Einfallstellen suchte ich, watete mit hochgekrempelten Hosen und blaugefrorenen Beinen durch das kalte Wasser und fand nichts. Die Kraniche schienen uns narren zu wollen! Ueberall hörten wir sie. Manchmal glaubten wir an fünf Paare, dann wieder sahen wir, daß es nur zwei waren, die ihren Standort wechselten. Ihre Rufe am Morgen und am Abend verfolgten uns. Ich hörte bis in den Traum hinein die schrillen, durchdringenden Schreie. Alle Brüche der nahen und weiteren Umgebung wurden durchwatet. Wildschweine, Hirsche und Wildgänse scheuchten wir dabei auf, aber das Kranichnest fanden wir nicht. Abend für Abend kehrten wir traurig und immer hoffnungsloser zurück. Doch ihr Ruf, mit dem sie am Morgen die Sonne begrüßten, ließ uns keine Ruhe, und wieder suchten wir weiter.

Fortsetzung Seite 29

Die acht Bilder ab Seite 16 bis einschließlich Seite 26 schildern das Nestleben immer des gleichen Seeadlers von seinen frühen Lebenstagen an bis er flügge ist.

Das Schilf, welches man im Winter nicht geschnitten hatte, war mannshoch. Wir pflügten mit unserem Kahn breite Gassen hindurch und fanden Schwanen-, Haubentaucher- und Bleßhuhnnester. Konnten wir die Schilfwand nicht durchdringen, dann versuchte ich zu schieben. Das Schilf schnitt in die Knie; aus dem Moder, in dem ich immer mehr versank, stieg eine Unzahl von Blutegeln, die sich gierig auf meine nackten Beine stürzten.

Es war uns einfach unfaßlich, daß wir trotz Aufwendung aller Energie, Zähigkeit und List nicht zu unserem Ziel kamen, sondern uns eingestehen mußten, daß die Natur uns überlegen war. Die schlauen Kraniche führten uns wirklich an der Nase herum. Und, wie um ihrem Scherz die Krone aufzusetzen, ließen sie uns einige Zeit später, an einem Tag, zwei Nester finden, allerdings leer. Die alten Kraniche waren schon mit ihren zwei nestflüchtenden Jungen in die Weite des Bruchs abgewandert.

Wie unendlich und undurchdringlich das Bruch war, sah ich erst im nächsten Jahr, als ich mit einem Flugzeug darüberflog. Zwischen den Seen unseres Jagdgebietes, die das Blau des Himmels widerspiegelten, lag es vollkommen eintönig da. Kein Weg führte hindurch, nur Wildwechsel durchzogen es in großen Linien. Mein für den Blick von oben noch ungeschultes Auge konnte in der farblosen Unendlichkeit nicht sofort jeden Bewohner des Bruchs ausmachen; aber der Flugzeugführer machte mich auf viele Bilder aufmerksam. Inmitten von strahlenförmig auslaufenden Wechseln lagen zwei Bachen in ihrem Bett. Friedlich ruhten die kleinen gestreiften Frischlinge um sie herum und drängten ängstlich zur Mutter, als das Flugzeug darüberflog. Das Rotwild äugte erschreckt empor und rottete sich zusammen. Ihrem Leittier folgend, preschte das starke Rudel durch das flache Wasser, eine Bugwelle vor sich hertreibend. Sie waren im Bast, deshalb ließen wir schnell von ihnen ab, damit ihre weichen Geweihe beim Flüchten nicht zusammenstießen und verletzt würden. Ein Seeadler schwebte ruhig und gelassen über dem See. Er ließ sich durch den über ihm brummenden Flieger nicht stören, nur selten tat er einen langsamen Flügelschlag.

•

Es war Anfang Mai und höchste Zeit geworden, nach unserem Seeadler im «Paradies» zu schauen. Ruhig brütend saß das Weibchen hinter einem immer dichter werdenden Gitterwerk grüner Blätter. Hier konnten wir nichts mehr filmen und brachen zu unserem zweiten Seeadlerhorst auf.

Ein hilfsbereiter Weggenosse war uns geworden: Schnauferl. Als ich das erstemal, den tiefausgefahrenen Sandweg aufwühlend, vor dem Forsthause ankam, begrüßte der Förster das kleine, rotlackierte Auto mit diesem Namen. Eigentlich war es nur für freundliche Spazierfahrten gedacht. Bei uns mußte es einen Lastwagen ersetzen. Mit jedem schweren Apparat, den wir in ihn stopften und die wir schließlich turmhoch türmten, wuchs meine Sorge um den Getreuen. Doch er knatterte vergnügt los und schleppte alles durch die versandeten, verschlammten Waldwege.

Wir waren froh, das farblose Bruch und den eintönigen Kiefernwald verlassen zu können, erfreuten uns an dem frischen Grün der Saaten, durchquerten kleine Dörfer und kamen zu unserem Ziel: einem schönen alten Buchenwald, voll blühender Anemonen.

Um die Adler nicht mehr als nötig zu stören, hatten wir vor dem Wald unsere Apparate auf einen Pferdewagen umgeladen, legten Fichtenzweige und Knüppel obenauf und kamen so wie ein Holzfuhrwerk zum Horst. Ein Adler strich ab. Der Horst lag auf einer hohen Kiefer, die sich ein wenig über einen kleinen Waldsee neigte, der von Buchen eng umstanden war.

Schnell entstand aus den mitgebrachten Knüppeln und Fichtenzweigen ein Versteck auf der Erde, und wir stellten alle Film- und Photoapparate darin auf. Dann fuhr der Wagen fort. Der Kutscher knallte besonders vernehmlich mit der Peitsche und redete seinen Pferden mit lauten Rufen zu, damit die Adler das Ende der Störung bemerkten. Das Knarren des Wagens wurde ferner, und Stille umfing uns in unserem Versteck. Walter Hege stand gespannt an seiner Filmkamera, ich äugte durch meine Mattscheibe. Keiner wollte den ersten Anflug verpassen! Auf einmal war der Adler da. Geisterhaft kam er angeschwebt und stand nun auf dem Horstrand, lange und unruhig sichernd. Würde er sich zum Brüten niederlassen oder hatte er Junge? Mißtrauisch wendete er seinen Kopf hin und her, lange Zeit. Auf einmal begann er zu füttern. Der weiße Kopf eines Adlerkindes erschien.

Gebannt machte ich Aufnahme auf Aufnahme, obwohl von unserem Erdversteck aus nicht viel zu erkennen war. Vor allem, wenn der alte Adler, wie er es jetzt tat, sich im Horst niederließ und nur hin und wieder sein Schnabel hell aufleuchtete. Zeitweise waren die beiden Alten am Horst, sie lösten sich ab mit Hudern und Füttern. Männchen und Weibchen brachten Futter und beide atzten den Jungen. Zwei Tage lang beobachteten wir von unten; dann mußten wir uns, um nichts vom Aufwachen des Jungen zu versäumen, eilends einen Kamerastand in Horsthöhe zimmern.

Im Osten und Süden hatte die Horstkiefer keinen Nachbarbaum, da lag der kleine See. Wir suchten uns im Westen eine hohe, starke Buche, schlugen Krampen zum Klettern hoch hinauf, während Waldarbeiter, fern vom Horst, Stangen und Zweige für das Versteck vorbereiteten. Dann kam der Einbau. Das Bauen dieser Baumverstecke ist immer eine große Anstrengung. Waldarbeiter sind selten zu bewegen, den Baum hinaufzuklettern. Das Schwierigste, die Plattform nageln, blieb Walter Hege allein vorbehalten. Erst als er sie fertig hatte, konnte ich hinauf und Lasten hochseilen. Fieberhaft arbeiteten wir, um nicht zu lange zu stören. Plötzlich kamen die Adler! Sie kreisten aufgeregt rufend über uns, alle beide. Unaufhörlich stießen sie ihre Warnrufe aus, manchmal nahe den Baumwipfeln, dann wieder hoch oben in den Lüften ihre Kreise ziehend. Ich konnte ihre klagenden, durchdringenden Schreie kaum ertragen und verwünschte unsere, die Tiere so beunruhigende Tätigkeit. Dabei arbeiteten wir so schnell wie möglich. Doch die schon schweren Apparate bekamen ein unheimliches Gewicht, wenn man sie aus 30 Meter Tiefe hochziehen mußte.

Nach ein paar Stunden, die Adler waren nicht mehr zu sehen, war in der noch etwas kahlen Buche eine grüne Fichtenkrone entstanden — unser Versteck. Es war recht auffällig. Müde und sehr sorgenvoll verließen wir den Wald, um vom Feldrain aus die anfliegenden Adler zu beobachten. Viele Stunden später kamen sie, kreisten lange über dem Wald, ohne einzufallen; erst am späten Nachmittag nahmen sie ihren Horst wieder an. Wir waren unendlich froh darüber. Einen Tag ließen wir ihnen Ruhe; dann begannen wir mit unseren Aufnahmen.

Alle Tierphotographen versuchen die Tiere zu überlisten, indem sie sich von einem Begleiter zu ihrem Stand hinbringen lassen, der dann durch sein Fortgehen vortäuscht, die Störung sei beendet. Wir aber wollten beide arbeiten und hatten keinen Helfer. So mußten wir nachts in die Verstecke schleichen und sie auch meist erst nachts verlassen. Die Störung war dadurch für die Adler noch geringer.

In der sternklaren Nacht des 13. Mai pirschten wir um drei Uhr früh zum Horst. Wie eine schwarze Mauer stand der Wald vor uns, und in ihm herrschte tiefe Dunkelheit. Am See jedoch, wo keine Bäume den Himmel verdeckten, war es schon reichlich hell. Lautlos kletterte ich den Stamm hinauf, gewärtig, daß ein Adler auf dem Horst schlafen würde oder nahebei auf seinem Schlafbaum hockte.

Zu sehen war noch nichts. Langsam erwachten die Vogelstimmen. Viel mannigfaltiger als in unserem Kiefernwald! Der Ruf des Pirols hallte in dem frischen morgendlichen Wald, Tauben gurrten, und ein Specht hämmerte. Ich schwebte mitten drin in all den Tönen. Als es langsam graute, sah ich zunächst einen leeren Horst. Doch dann regte sich etwas. Ein bräunlich graues Wollknäuel rekelte sich zu einem Adlerjungen auf, spritzte seinen Morgengruß über den Horstrand und fiel in das Nest zurück.

Es war ein großer Horst, sehr hoch und breit. Es hätten gut zwei Adlerkinder Platz darin gehabt. Meist haben diese großen Raubvögel auch zwei Eier, doch oft nur ein Junges. Ein kunstvolles Werk ist solch ein Horstgeflecht! Auf die durch den Winter und Sturm zerzausten Zweige türmen die Adler jedes Jahr wieder Aeste, so daß ein fester Kranz von neugefügten Knüppeln die immer höher werdende Adlerburg umschließt. Hier hatten sie den Horst auf einem Seitenast gebaut, angelehnt an den Stamm. Die Kiefernkrone wölbte sich gleich einem lichten Dach darüber. Der Horst war schon jetzt weiß bespritzt, und Federchen flatterten darin herum. Eine kleine Meise holte sich von diesen weichen, weißen Dunen ein Schnäbelchen voll. Immer wieder kam sie angeflattert, ohne Scheu. Sicher hatte sie ihr Nestchen in der Nähe. Die Adler tun solch kleinen Vögeln nichts zuleide. Auch schlagen sie nicht so nahe des Horstes; immer hielten sich Enten auf dem kleinen Weiher auf, quakten und quarrten ungestört.

Endlich wurde der Kleine munter und reckte sich in die Höhe. Ich sah, daß sein Wollkleid so dick war, daß er trotz der kalten Mainächte nicht zu frieren brauchte. An den Flügelspitzen wuchsen die ersten bläulichen Federkiele. Er war etwa zehn Tage alt. Hungrig sperrte er den Schnabel auf, knabberte an einem Knüppel und zerrte schließlich einen völlig vertrockneten Fisch hervor, der auch nicht besser war als das Stück Holz.

Ohne einen Flügelschlag schwebte der Alte mit weit entfalteten Schwingen an und landete auf dem Horst, ein junges Kaninchen in den Fängen. Mißtrauisch äugte er zum Baumversteck. Ich hielt den Atem an. Der Kleine piepste voller Gier. Der alte Adler sicherte lange, dann fing er an zu reißen. Wild zerrte er das Fleisch auseinander. Sanft und liebevoll wurden seine Bewegungen, als er, den Kopf auf die Seite legend — so daß der Schnabel quer stand und das Junge leichter zugreifen konnte —, die blutigen Brocken dem Kleinen hinhielt. Der schnappte heftig zu und schlang und schlang. Der Kropf, der wie ein flacher Beutel tief auf der Brust gehangen hatte, schwoll mächtig an. Den Rest der Beute fraß der Alte selber. Der schwere Kropf hatte den Kleinen in die Tiefe der Nestmulde gezogen. Dort schlief er wohl; ich konnte ihn nicht sehen. Auch der Alte nickte hin und wieder ein. Doch nur für kurze Zeit. Abfliegend stürzte er sich in die Tiefe und schwebte über dem Weiher dahin.

Gleich darauf flog der zweite Adler an. Es war das Weibchen, denn es war viel größer als der eben abgeflogene Adler. Ein selten schönes, altes Tier! Schnabel und Stirn verliefen in einer edlen Linie. Hals und Kopf waren fast weiß, durchdringend klar standen die Augen darin. Ein leuchtendes Gelb umgab die dunkle Pupille und wurde eingefaßt von einem schmalen schwarzen Rand. Von lichtem Braungrau war das glänzend glatte Federkleid, und unter dem langen Hosengefieder kamen gelbe Fänge hervor. Scheu blickte das Weibchen um sich. Unendlich viel Wildheit war um den großen Raubvogel, wie er hier in dem Wipfel einer Kiefer voll Heimlichkeit seine Brut heranzog.

Unheimlich schien es mir manchmal, diesem verborgenen Leben so greifbar nahe zu sein, neben ihm in den Baumwipfeln zu schweben. Doch welche Freude erfüllte uns, wenn wir völlig lahm vom langen, unbequemen Stillhocken in unserem engen Versteck abends hinunterklettern konnten und in unserem Rucksack einige schöne Aufnahmen wußten. Denn nur sehr selten konnten wir solche Bilder aufnehmen. Und das Tor, durch welches wir in das Adlerleben eindringen mußten, hieß Geduld. Warten, warten und abermals warten. Warten auf einen regenlosen Tag, warten auf einen Tag ohne Sturm, der zurzeit ständig unser Versteck hin- und herpeitschte, so daß der Horst immer aus dem Bilde schwankte und wir manchmal, wenn die Buche allzusehr ächzte, sorgenvoll an unsere große, künstlich aufgestellte Krone dachten, in der wir mit schweren Apparaten hockten. Warten auf die Adler! Fütterten sie in der ersten Zeit auch drei- bis viermal täglich, so gab es doch Tage, an denen die Alten wohl kein Jagdglück hatten. Dann kamen sie den ganzen Tag nicht. Der Kleine schrie, im Horst herumkrabbelnd, bis zur völligen Heiserkeit. Er plumpste um und schlief. Wir aber kämpften gegen die immer wieder zufallenden Augen, um das Bild des anfliegenden Adlers nicht zu verpassen.

Derjenige von uns beiden, der unten im Erdversteck saß, um Bilder von dem über dem See fliegenden Adler zu bekommen, hatte noch eine ganz besondere «Freude»: die in Schwärmen aufsteigenden Mücken! Man hatte uns versichert, daß nur eine kalte Nacht zu kommen brauchte, um die Mückenbrut restlos zu vernichten. Aber trotzdem die Nächte der Eisheiligen tüchtigen Frost brachten, lebte die Brut munter weiter und sandte täglich neue Legionen aus. So saß man bis oben hin vermummelt im dunklen Erdversteck und linste nur durch ein kleines Guckloch aus dem Käfig in die Freiheit.

Ende Mai unterbrachen wir einige Tage, ließen das Adlerkind alleine wachsen und fuhren zum Forsthaus, um unsere Tonapparatur zu holen. Der Kiefernwald und das Bruch empfingen uns vertraut wie eine alte Heimat. Hier war inzwischen auch alles grün geworden, Erlen und Birken dicht belaubt, und zwischen das vorjährige, gelbbraune Schilf schoben sich junge, grüne Halme. Dicht vor uns zog über unseren Weg ein Elchtier mit zwei Kälbern in den wildverwachsenen Wacholder. Träge trottete die Mutter mit ihrem braungrauen Fell, von einem Wacholderstamm kaum zu unterscheiden, vor ihren leuchtend rotbraunen Kindern her. Das Tier äste das frische Grün der Birken und brach die neuen Triebe junger Kiefern, während die Kälber auf dem Boden Aesung suchten. Durstig schnupperten sie nach dem Euter der Mutter, doch diese stieß sie, unwillig knurrend, hinweg.

In den ersten Junitagen kehrten wir zum Adlerhorst zurück. Unser kleiner Weiher war inzwischen, von Wasserlinsen überzogen, zu einem grünen Teppich geworden. Die Mücken stürzten sich blutgierig auf uns alte Bekannte, und in dem Baumversteck hatte eine Hohltaube ihr Nest gebaut. Als ich das erstemal wieder darin saß, kam sie hereingehuscht. Ich wagte kaum zu atmen. Unruhig setzte sie sich auf ihre zwei Eier. Ich weiß nicht, wem von uns bänglicher zumute war! Sie schaute mich an und wußte mit der leblosen Gestalt nichts anzufangen. Lange zögerte ich, sie aufzuscheuchen; doch dann mußte ich mich zum Horst hinwenden. Ich flötete leise und beruhigend, da flatterte sie, völlig verschreckt, hinaus.

Das Adlerkind war mächtig gewachsen. Braune Federn hatten das Dunenkleid fast völlig verdrängt. Häßlich, struppig, hockte es da mit seinem übermäßig großen Schnabel. Ueber dem dunklen Kopf wölbte sich gleich einem Heiligenschein ein wollig weißer Kamm. Unermüdlich zupfte er sich Dunenfederchen aus und tat so sein möglichstes, um schön zu werden.

In den Morgen- und Abendstunden versuchte er schon mit den Flügeln zu schlagen; doch schnell war er müde. Brannte die Mittagssonne auf seinen Horst, kroch er nahe an den Kiefernstamm und legte seinen Kopf in den Schatten. Trotzdem schien er unter der Hitze zu leiden und hechelte. Einsam und allein wuchs dieses Adler-

kind heran. Die Alten kamen nur noch selten, meist einmal am Tag. Sie atzten und flogen wieder fort. Die Fütterung war jetzt noch wilder. Der Kleine riß die Beute in großen Brocken den Alten aus dem Schnabel und verschlang sie. Einmal verschwand der ganze Lauf eines Junghasen in seinem Schlund. Zuerst dachte ich, er würde daran ersticken. Das Ende des Laufes ragte lange hervor, aber der Kleine würgte und würgte, bis er verschwand. Häufig gab es Fische; Hechte glaubten wir zu erkennen. Uebrig blieb nichts — war der Kleine gesättigt, so kröpften die Alten den Rest. Meist fütterte das Weibchen, seltener kam das Männchen mit seinen struppeligen, in die Höhe stehenden Kopffedern.

Am 8. Juni wurde der Kleine das letztemal geatzt. Es war das Weibchen; hell glänzend, schlank stand es über seinem plumpen, dunklen Jungen. Nie wieder sahen wir einen der alten Adler mit seinem Jungen so lange am Horst.

Von nun an landeten sie kaum mehr. Im Anfliegen schon riß ihnen der Junge die Beute aus den Fängen, und mit dem gleichen Flügelschlag schwebten sie hinweg. Auf einer Buche gegenüber dem Horst blockten sie auf und sahen zu, wie der Junge kröpfte. Oft saßen beide auf einer Eiche inmitten eines Gerstenfeldes. Von da aus hatten sie das ganze Wäldchen, in dem ihr Kind heranwuchs, im Auge. Dort sah ich sie auch Beute schlagen. Sogar in den dämmerigen Abendstunden, welche die Tiere mit der Erde gleichmachen, erspähten ihre scharfen Augen einen Hamster oder einen Maulwurf, flogen ab, stießen nieder und trugen ihre Beute in den Fängen zu ihrem Kröpfbaum.

Krähen und andere Vögel flogen ohne Scheu um die Adler herum. Doch sie hatten auch Feinde hier! Vor allem den Habicht! Er hatte seinen Horst nicht weit vom Adlerweiher. Der Adler mußte daran vorbei, wenn er vom Felde anflog. Der Habicht empfing ihn schon am Waldrand, stürzte sich, laut schreiend, mutig auf den großen Gegner, verfolgte ihn bis zum Horst und jagte ihn dann wieder aus dem Wald. Einmal beobachtete ich, wie beide Habichte es nicht zuließen, daß er nach der Atzung am Weiher aufblockte. Wütend stießen sie nach ihm und trieben ihn aufs freie Feld. Hier begann der richtige Kampf! Hoch stieg der eine Habicht in die Lüfte, stürzte pfeilschnell hinab, während der andere versuchte, von der Seite zu hacken. Der große Flieger wich diesen kleinen, frechen Jägern nur mit einer lässigen Bewegung aus. Doch die beiden waren unermüdlich.

Kreisten die alten Adler über dem Wald, ganz hoch, oft für den Menschen kaum erkennbar, reckte der Kleine seinen Kopf in die Höhe und folgte ihnen mit den Augen. Voll Verlangen und Sehnsucht sah er seinen Eltern zu und schrie. Mich freute das Schreien, denn ich wollte jetzt Ton aufnehmen. Das Mikrophon war gut versteckt am Horst befestigt. Ein langes Kabel schlang sich am Stamm herunter, 200 Meter über den Waldboden hin bis zu der Telefunkenapparatur im Zelt. In diesem lebte ich jetzt und wartete.

Platte auf Platte schnitt ich von den Schreien des jungen Adlers. Immer lauter wurden die Schreie, wenn die Alten lange nicht kamen, immer durchdringender und gellender, um schließlich in völliger Heiserkeit zu ersterben.

Neue Schwierigkeiten kamen mit der Tonaufnahme. Wenn ich in dem Wipfel unserer Buche sitzend, das Rauschen des Windes geliebt und mich in den Stunden des Wartens von seinem Rhythmus hatte einwiegen lassen, so wurde er jetzt mein Feind. Durch einen gleichmäßigen Summton teilte er sich dem Mikrophon mit, nicht in dem An- und Abschwellen, welches das Ohr vernimmt. Und dieses Summen überdeckte den aufzunehmenden Ton. Der Regen tropfte unnatürlich laut. Von fernher fing das Mikrophon das Motorengeräusch eines Flugzeuges auf, und der Trecker, der auf den Feldern um den Wald herum arbeitete, störte ständig.

Nur die frühen Morgenstunden brachten mir Glück. Ich blieb die ganze Nacht draußen, hatte gerade Platz genug, um neben der großen Tonapparatur liegen zu können und blickte, wenn die Mücken schlafen gegangen waren, und ich mein Zelt öffnen konnte, in den Nachthimmel, der frei und sternenklar über dem Waldweiher stand. Ich konnte mir ein Leben in der Enge der Städte nicht mehr denken, ein Leben ohne Himmel, ohne die Regungen der Natur zu spüren, ein Leben ohne die Erde, aus der wir gewachsen sind.

Leicht, jedes Geräusch vernehmend, war der Schlaf. Ohne Furcht oder Beängstigung, nur mithörend, mitfühlend alle Vorgänge im Walde. Zart begannen die ersten Vogelstimmen am Morgen, noch schlief der Wind. Rein und klar sangen sie in das Mikrophon. Hin und wieder schreckte ein Rehbock, und ganz selten ertönte der Ruf der alten Adler, wenn sie über ihrem Jungen kreisten.

Anfang Juli stand in ein gefleckte, braunes Federkleid gehüllt, der junge Adler in seinem Horst. Wendete er mir den Rücken zu, so umfloß ihn sein Gefieder wie ein kunstvoll gearbeitetes Gewand, im Nacken von einem nach unten spitz zulaufenden Kragen gehalten. Den «Mönch» nannte ich ihn, wenn er mit angelegten Flügeln so einsam und dunkel am Rande des flach gewordenen Horstes saß und hineinschaute in den lichtflimmernden Buchenwald. Breitete er aber seine Flügel aus, so waren es weite Schwingen geworden. Eine allein überspannte den ganzen Horst. Viel Kraft mochte es kosten, sie zu bewegen. Täglich wurde er stärker, immer länger dauerten die Flugübungen. Er hopste in die Höhe, hieb seine Flügel heftig durch die Luft, laut aufklatschend schlugen sie nieder. Immer wieder sprang er hoch, von einer Seite auf die andere und zertrampelte den ganzen Horst. Kam er recht nahe an den Rand, ließ er die Flügel weit ausgebreitet hängen und starrte in die Tiefe. Vielleicht war es der Abgrund, der ihn schreckte, oder er begann zu beobachten, was sich da unten bewegte. Großes Wild hatten wir durch unsere ständig frische Spur vertrieben. So konnte er nur kleine Waldbewohner äugen, die über den Boden huschten.

Auch die Kraft des Windes war ihm bewußt geworden, jeden Windstoß nutzte er aus, um hochzuspringen. Er konnte mit den großen Schwingen noch nicht recht fertig werden, verhedderte sich mit den Fängen in den Flugfedern und hatte Mühe, sich zu befreien. Breitbeinig stand er dann im Horst, froh, wieder festen Halt zu haben. Hungrig übte er unermüdlich, während er nach dem Fressen träge war.

All seinen Bemühungen sahen die Alten zu. Sie waren jetzt viel mehr in der Nähe des Horstes, brachten aber nur sehr selten Futter, damit der Junge tüchtig übte.

Am 7. Juli kletterte er zum erstenmal auf einen Ast über dem Horst, der viel zu dünn für seine großen Fänge war. Er konnte sich schlecht halten und sprang wieder hinab ins Nest. Doch immer wieder turnte er hinauf, dickere Aeste suchend, die er mit den Krallen fester umspannen konnte. Kamen die Alten in die Nähe, schrie er voll Gier und schlug heftig mit den Flügeln. Das Adlerweibchen lockte ihn dann wohl, kam aber nicht zum Horst. Sie segelte ruhig daran vorbei, flog über ihr Kind hinweg und baumte in der Nähe auf.

Der Jungadler wollte nun auch endlich fliegen. Wieder und wieder setzte er an, flatterte aufgeregt, flog von seinem Ast ab und landete auf dem Horst. Jeder Abflug konnte der erste Flug in die Weite sein. Diesen einmaligen Augenblick im Leben unseres Adlers durften wir nicht verpassen. Ihn mußten wir auf jeden Fall filmen! Meter auf Meter rollte aus den Kassetten. Ich beschwor den Adler, abzufliegen. Drei Tage vergingen voller Spannung. Doch alles Warten war umsonst! Am 11. Juli, gegen Mittag, flog er ab. Die Kamera, zu oft genarrt, surrte erst, als er schon flog. Hastig schlug er mit den Flügeln, doch immer tiefer ward sein Flug, und mit der letzten Kraft erreichte er den Boden jenseits des Weihers. Schnell kletterten wir

hinunter, holten die Handkamera, eine Decke und liefen unserem Filmstar nach. Fauchend und zischend hockte er auf der Erde. Flügelschlagend versuchte er hochzukommen und konnte doch nur wenige Meter weit über dem Erdboden dahinflattern. An Baumstümpfen und Strauchwerk blieb er hängen. Bald verließ ihn seine Kraft. Jedoch die Angst vor den Menschen wohnte schon in ihm; wütend hackte er, als wir uns näherten. Wir warfen ihm die Decke über, legten dann vorsichtig seine Flügel zusammen und steckten ihn in einen großen Rucksack, so daß nur der Kopf mit den wild um sich blickenden, braunen Augen heraussah. Dann seilten wir ihn hoch, setzten ihn auf das Dach unseres Versteckes, so daß er höher war als sein Horst und verschwanden. Er putzte sich und ordnete seine Flügel. Da flog das Adlerweibchen am Horst an, Beute in den Fängen. Weiß leuchtete die Brust in der vollen Mittagssonne. Aufgeregt blickte es zu uns und zu ihrem Kleinen herüber, laut rufend. Der junge Adler antwortete, schlug mit den Flügeln, daß unser Versteck erzitterte, aber traute sich nicht, hinunterzufliegen. Die Mutter lockte lange, dann kröpfte sie den Fisch. Hungrig schrie der Kleine über uns. Als sie alles aufgefressen hatte, strich sie ab. Es dämmerte bereits, als der Kleine Mut faßte und abflog. Doch landete er nicht auf dem Horst, sondern auf einem Ast darüber und hockte dort die ganze Nacht.

Als es Morgen wurde, zögerte er nicht lange. Nur einige Male schlug er mit den Flügeln und flog davon. Ganz anders glückte heute der Flug! Diesmal behielt er seine Höhe und baumte wie ein Adler auf einer Buche auf. Dann flog er weiter in den Wald hinein. Beim dritten Flug jedoch verließ ihn seine Kraft. Er konnte den angesteuerten Ast nicht recht greifen; gleich einem großen Schmetterling hing er daran, flatterte und fiel auf die Erde.

Am 14. Juli war noch ein letztesmal Leben am Horst. In schönem Bogen, den ich so oft bewundert hatte, kam der alte Adler über dem Weiher angeschwebt und brachte Beute. Er schob einige Aeste beiseite und legte das Futter hin. Aus dem Wald schrie der junge Adler und kam angeflogen, landete aber unter dem Horst. Er setzte an zu neuem Flug, doch gewann er die Höhe des Horstes nicht. Aufgeregt flatterte er an einem Ast, tief unter dem Alten, der noch immer auf ihn wartete. Dann flogen beide ab und kehrten nicht wieder zum Horst zurück.

Wir konnten nun auch unser Versteck verlassen, konnten fortgehen von dem kleinen, baumumstandenen Weiher, an dem wir seit Wochen gelebt, uns gefreut und gesorgt hatten. Wie befreit kam ich mir vor, als ich aus der Dunkelheit meines kleinen Käfigs hinaustreten durfte auf das freie Feld. Herrlich schön war die Welt! Der weite Himmel, in dessen strahlendem Blau weiße Wölkchen spiegelten, die wogenden Kornfelder, an deren Rändern gleich bunten Tupfen roter Mohn und blaue Kornrade blühten. Weit leuchteten die großen Dolden des Holunders. In den kleinen, buschumstandenen Tümpeln, die in den Feldern verstreut lagen, riefen die Unken und erfüllten die Luft mit einem eigenartig schwingenden Ton. Rehwild suchte in der feuchten Kühle Schutz vor der Hitze. Heiß brannte die Sonne auf die trockenen Felder und umhüllte mich wohlig mit der lang entbehrten Wärme — fast zehn Wochen lang hatte ich die Sonne in meinem dunklen Versteck vermißt — und war ihren Strahlen, die in den Buchenzweigen flimmerten, oft sehnsüchtig mit den Augen gefolgt. Hier draußen war es überwältigend schön! Endlich konnte ich mich bewegen, herumlaufen. Wie ein Entdecker zog ich durch die Felder, die, so nahe unserem Adlerweiher, mir trotzdem unbekannt geblieben waren.

Den kleinen Adler hörten wir noch täglich schreien. Die Alten brachten ihm das Futter, wo er auch saß. Folgten wir seinem Ruf und näherten uns, so flog er auf. Immer sicherer wurde der Flügelschlag, länger der Flug.

Es war nun Ende Juli. Wir pirschten durch die Wälder und setzten uns auf Anstand. Der starke Hirsch stand im Holz und fegte sein Geweih, im Abenddämmern trat der Dammschaufler zur Aesung auf die Lichtung. Dort horstete ein Fischadler in den Wipfeln einer Kiefer, die ein Brand, der vor einigen Jahren den hohen Wald in eine Steppe verwandelte, übriggelassen hatte. Das melodische Trillern der Alten erfüllte die Luft. Im Morgennebel zog ein Elch von der Aesung in das dichte Unterholz. Einer weidenden Wisentherde, die aus ihrem Gatter ausgebrochen war, begegnete ich auf einer Waldwiese.

Wir durchzogen das Land, immer auf der Suche nach den Adlern. Ueberall sahen wir Bilder, die uns und unsere Kamera lockten. Mecklenburg ist unendlich reich an Seen. Viele lernten wir kennen: Waldseen, im Schatten hoher Bäume, auf deren stillem Wasser sich die weißen Kelche der Wasserrosen öffneten; offene Seen, in denen sich das Blau des Himmels spiegelte; Seen, von breiten Schilfgürteln umrandet oder von fruchtbaren Wiesen umgeben, auf denen Pferde und Kühe weideten.

Wir beobachteten manche Rohrweihe, wie sie tief über das Schilf dahinstrich, um ganz plötzlich einzufallen. Wir sahen die jungen Fischadler ihren Eltern zusehen, die in leichtem Fluge jagten.

Wir sahen auch den Seeadler, wie er über dem Wasser kreiste oder auf einem Koppelzaun hockte. Doch strich er nur vorüber, kam nicht täglich wieder, wie wir es brauchten. Wir fragten Förster und Fischer. Sie alle kannten und liebten ihn. Er gehörte zu der Landschaft, zu den Seen.

Kein Fischer hielt ihn für einen gefährlichen Räuber, der dem Fischreichtum seines Sees merklichen Schaden zufügen könnte. Einen Fischer trafen wir, der eine Freundschaft mit dem Adler unterhielt, ihm immer Fische hinwarf oder, was seltener vorkam, ein Wasserhuhn, das sich im Netz gefangen hatte. Er wußte wohl, daß sein träger Freund gern mühelos Beute machte. So begleitete der Adler ihn beim Reusenstellen und -kontrollieren.

Wenn ich an diesen Fischer denke, erlebe ich stets von neuem die große stille Gastfreundschaft, die er und viele andere uns dort schenkten. Fremd waren wir den Menschen, die wir in der Einsamkeit ihres Lebens überfielen: der jungen Förstersfrau, die mit ihren zwei Buben einsam im Walde lebte; der alten, schönen Waldarbeiterfrau auf ihrem sauberen, kleinen Hof; den gastlichen Besitzern des Dorfkruges, die uns den ersten Wirt vergessen ließen, und dem Fischer mit seiner Frau.

Es war nicht das Zauberwort «Film», welches uns Einlaß verschaffte in die Häuser und Herzen der Menschen, denn Film kannten und sahen sie kaum; sie wußten nichts von seinen Möglichkeiten. Sie sahen wohl nur eins, daß wir, wie sie, uns mühten, um eine Aufgabe zwar, die ihnen fremd und überflüssig schien. Sie sahen uns zwei Menschen menschlich an, sie fühlten wortlos, was uns fehlte. Einmal war es der Hunger, ein andermal stand uns die große Müdigkeit in dem Gesicht geschrieben.

Diesen Menschen bin ich immer dankbar. Sie nahmen nicht an unseren späteren Erfolgen teil, die waren fern und unwesentlich für sie, aber sie sahen uns durch ihre Fürsorge froh werden und voll Mut zu neuen Taten aufbrechen.

Ein Elchkalb torkelt ins Leben

Von MARTIN KAKIES

Eine Weile ist von dem Kalb sonst nichts zu sehen, auch die beiden Lauscher bewegen sich nicht. Ist es tot? Aber wären dann die Lauscher nicht kraftlos zusammengesunken?

Als wollten sie antworten, zucken sie einmal und noch einmal; vielleicht kitzelt eine Fliege. Etwas Rotbraunes schiebt sich in dem dünnen, besenzweigartigen Gestrüpp hin und her: das Kalb versucht, in die Höhe zu kommen.

Aber wie mühsam ist das! Es stemmt den Hinterkörper hoch, und das schafft es. Bevor es nun auch vorne auf die Läufe kommt, knickt es ein paarmal zusammen. Schließlich steht es doch auf allen vier Läufen, schwankend und unsicher.

Mißtrauisch äugt uns derweil die Elin an, und manchmal wird es ein böses Schielen. Den Kopf nach unten vorgestreckt, die Lauscher ein wenig zurückgelegt, die Nackenhaare gesträubt, so steht sie da, bereit, ihr Kalb zu verteidigen. Wir wollen es ihr gar nicht fortnehmen, wir wollen es nur eine Weile betrachten, und dann werden wir uns seitwärts in die Büsche schlagen.

Die Luft ist warm. Aber wüßte das Kalb etwas vom Winter, dann würde es glauben, daß trotz der Zeichen des Lenzes, der so berauschend duftenden Birken, ein Frost in der Luft klirre. Das Herz, unter dem es seine Mutter bis zu diesem Maientag trug, wärmte wie die Sonne, und hier draußen ist es so kalt. Ueber seinen mageren Körper läuft eine Welle des Zitterns nach der anderen. Da steht die Elin über ihm, ihr Atem geht und hüllt es ein wie in ein warmes Fell und in eine Wolke von Liebe. Vom Himmel quillt ein breites Sonnenband, und die brandrote Decke leuchtet bronzefarben.

Sei willkommen in diesem Leben!

Rotkalb, so wollen wir das Junge nennen — übrigens ist es ein männliches —, lebt erst seit einigen Stunden. Man sieht es an dem unsicheren Torkeln. Wäre es etwa am Tage vorher geboren worden, dann hätte der Regen der letzten Nacht auch gewisse untrügliche Merkmale der Geburt schon längst verwischt. Sicher würde die Mutter mit ihrem Jungen schon geflüchtet sein, wäre es auch nur zwei Tage älter. So aber ist sie an den Platz gebannt.

Rotkalb ist mit vier Läufen auf die Welt gekommen, und es muß nun zusehen, wie es mit allen zugleich fertig wird. Sie stehen übermäßig hoch da, und sie beherrschen den ganzen Körper so, als wollten sie sagen: «Nicht wahr, man sieht es uns schon jetzt an, daß wir viele Stunden werden laufen können, ohne zu ermüden.»

Später, ja, wie werden sie da ausgreifen! Jetzt aber ist es schon nicht leicht, auf ihnen zu stehen, und sehr schwer ist es, sich auf ihnen zu bewegen.

Rotkalb braucht nicht darüber nachzudenken, wie es die Läufe setzen soll, das liegt in ihnen drin. Nur fehlt ihm die Uebung, und es ist noch so schwach. Es möchte am liebsten wieder in das Gestrüpp sinken, sich von der Sonne wärmen und von der Mutter ablecken lassen. Die Elin indessen zieht langsam weiter, und etwas in ihm befiehlt, ihr zu folgen.

Mühsam erkämpft Rotkalb sich einen Schritt nach dem anderen. Es spreizt die Läufe zu seltsamen Buchstaben, und mehr als einmal stolpert es über sie. Wir fürchten, es könnte sich die Läufe brechen, obwohl wir wissen, wie grundlos diese Angst ist. Bald knickt es mit dem Hinterteil ein, dann wieder mit dem Vorderteil, rutscht ein Stück schräg zur Seite, als sei ihm jählings eine Stütze fortgezogen worden, fängt sich halb im Fallen, torkelt wie ein Betrunkener, purzelt schließlich in das Gestrüpp oder auf den weißen Sand, rafft sich von neuem auf und stelzt weiter, und siehe da, es geht! Es geht, kaum daß Rotkalb den Fleck verlassen hat, auf dem es die Erde zuerst berührte.

Mehr als ein Kalb ist bei dieser Elchmutter in die Schule gegangen. Mit ruhiger Sachlichkeit sieht sie auch jetzt den ersten Gehversuchen zu. Immer geht sie ein Stück voran, um ihr Junges weiterzulocken, kehrt sich dann um und erwartet es. Dann wieder leckt sie, wie zur Ermunterung, die weiche, wollige Decke und stellt sich über den brandroten kleinen Kerl. Was da jetzt über ihm steht und ihn mit dem ganzen Körper deckt, ist sein einziger Schutz und die Spenderin seiner Nahrung, ist seine ganze Welt.

Die Elin will offenbar in ein dichtes Gebüsch ziehen, wo sie das Kalb vor uns sicher glaubt. Die rettende Zuflucht aber ist durch einen Sandhügel versperrt. Er ist niedrig, und in vierzehn Tagen wird das Kalb ihn mit ein paar übermütigen Sprüngen nehmen, als wäre er gar nicht vorhanden. Heute aber baut er sich auf wie eine gewaltige Wanderdüne, hoch und steil und schwer zu erklimmen.

Aus: «Elche zwischen Meer und Memel» von Martin Kakies. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde

Der Wald der großen Vögel

Von HERMANN LÖNS

Eine halbe Stunde von Ahlden liegen zwei Wälder, die Ahe und die Schlenke. Die alte Leine trennt sie, sonst wären sie *ein* Wald. Im Norden bilden die leichtgeschwungenen Ufer der Aller ihre Grenzen, im Süden Wiesen und Weiden, die die Bauern von Eilte und Ahlden den Wäldern abgerungen haben. Um zu zeigen, daß das Land ihnen gehört, haben die Bauern Hecken und Hage um die Wiesen und Weiden gezogen, so daß es aussieht, als liefen die Wälder allmählich in die Feldmarken aus.

Vom Spätherbst bis zum Frühling steht die Ahe unter Wasser und die Schlenke auch. Dort, wo die Rotkehlchen sangen, gründelt dann die Wildente, wo das Eichkätzchen Pilze suchte, fischt der Otter, die Ringeltaube wird von der Möwe, der Bussard von dem Seeadler abgelöst. Sobald die Wasser der Aller und der alten Leine in die Wälder steigen, rückt der Hase nach den hochgelegenen Feldmarken, Mäuse und Spitzmäuse folgen ihm, die Rehe wechseln nach den fernen Wäldern, die Ahlden mit einem dunkelblauen Ringe umgeben, und der Fischer tritt an die Stelle des Jägers.

Wenn das Hochwasser sich verlaufen hat, sieht der Wald trostlos aus. Eine dicke, zähe Schlickschicht bedeckt das Fallaub, nasses Genist hängt in wirren Haufen in den Zweigen des Unterholzes, tote Aeste, faule Bäume, Bretter und Balken liegen wüst umher. Ein Geruch von Wasser erfüllt die Luft. Prallt dann die Märzsonne durch die kahlen Zweige, dann wird aus dem Geruch ein Gestank. Zurückgebliebene Fische verwesen, ertrunkene Frösche vermodern, Tausende von Schnecken zerfließen, Hunderttausende von zerriebenen, zermalmten Kerbtieren, Maden, Larven und Würmern verfaulen.

Der April aber macht alles wieder gut; er bringt Schneeschauer und Regengüsse, die allen Moder fortwaschen, er läßt eisige Winde den Dunst hinwegwehen, er läßt die Sonne scheinen, die das verschlickte Laub mit einem sanften Anstrich hellgrüner Algen überzieht, er lockt unzählige grüne, braune und rosige Spitzchen, Knöspchen und Blättchen aus dem Boden hervor. Als wenn nicht vor kurzem noch der blasse Tod mit der braunen Fäulnis am knochigen Arme durch den Wald gegangen wäre, so lebt es da wieder; bunte Schnirkelschnecken kriechen über das Laub, große und kleine Käfer krabbeln über das Moos, gelbe Schmetterlinge tanzen umher, sammetrote mit blauen Augen, Silbermücken tanzen, Goldfliegen schweben.

Zu den frechen Meisen und schüchternen Goldhähnchen, die bisher allein die Zweige belebten, gesellt sich der frohe Fink, die süß flötende Märzdrossel; der Buntspecht läßt seine Trommel erschallen, die Krähe streicht den Baß, die Goldammer singt ihr Sehnsuchtslied. Das Hermelin, das den Winter über auf der Geest gejagt hat, wandert den Mäusen nach, die ihren Wald wieder aufsuchen, und fährt wie ein weißer Blitz durch das Gebüsch; dem Hasen wird es in den Feldern, auf denen die Bauern bei der Frühjahrsbestellung sind, zu lebhaft und er rückt wieder zu Holze.

Lange bevor aber dieses kleine Leben in der Ahe erwacht ist, zieht ein größeres Leben in ihr ein. Eines Abends, wenn die Sonne lange rote und goldene Streifen auf das blauweiße Gekräusel der Aller wirft, hallt ein Schrei durch die Abendstille, ein kurzer, scharfer, harter, herrischer Ruf, der sich in bestimmten Pausen wiederholt, und in der Abendröte taucht ein schwarzer Punkt auf.

Der harte, abgehackte, rauhe Ruf kommt näher, aus dem Punkt wird ein Fleck, aus dem Fleck ein Kreuzchen, aus dem Kreuzchen ein Kreuz, der Ruf verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht sich, viele große schwarze Kreuze schweben näher, und sechzig gewaltige, breitklafternde, bald silbern, bald golden, jetzt licht, jetzt düster gefärbte Vögel kreisen über den kahlen Wipfeln der hohen, von blitzblankem Efeu dicht umsponnenen Eichen.

Das sind die Reiher der Ahe, die wiedergekommen sind zu ihrem Walde. Seit Jahrhunderten gehört er ihnen, seit Jahrhunderten horsteten sie hier, seit Jahrhunderten zogen sie ihre Jungen groß. Immer hat der Mensch sie befehdet, hat ihnen mit dem Beizvogel und der Büchse nachgestellt, unzählige Reiher stürzten hier polternd zu Boden und färbten die Blumen rot, aber die sich retteten, die kamen doch im nächsten Frühjahr wieder, um in ihrem Walde zu horsten.

Rauh rufen sie und schrauben sich tiefer. Müde sind sie von der langen Reise, müde und überhungert, und ihre Herzen sind voller Furcht. In anderen Ländern fanden sie stille Wälder, an fischreichen Flüssen und Seen, wohin nie ein Mensch kam; herrliche Horstplätze boten die Kronen uralter Bäume, verlockende Wasserweid die schilfreichen Ufer; aber die großen Vögel ließen sich nur eben Zeit, ihren Hunger zu stillen, dann breiteten sie ihre gewaltigen Schwingen aus und ruderten nordwärts.

Hundertundzwanzig breite Flügel zerteilen sausend die Luft über der Ahe, hundertundzwanzig gelbe Augen spähen in ihre Kronen, aus sechzig langen, zusammengezogenen Hälsen erklingen heisere Freudenrufe. Dann schraubt sich einer der Reiher tiefer, schnellt den dünnen schwarzweißen Hals vor, läßt die dünnen, grüngelben Ständer hängen, und fällt prasselnd bei seinem alten Horste ein.

Ehe die Amsel pfeift, ehe die Krähe quarrt, sind sie wieder wach; sie gähnen, schnellen die Hälse empor, daß die Messerklingen ihrer

Schnäbel blitzen, richten sich auf, spreizen wohlig die blaugrauen Fittiche, zupfen sich die silberspitzigen Schmuckfedern des Rückens, den stahlschwarzen Brustsatz, die stolze Halszierde glatt, schlagen mit den Schwingen, daß es saust und braust, plappern ein Weilchen, kitzeln sich wieder, und dann erheben sie ihr Gefieder und verteilen sich die Aller hinauf nach ihren ererbten Fischplätzen.

Die großen weißen, aschblau bereiften, schwarzschwingigen Seemöwen, die seit dem letzten Neumond hier jagten, räumen ihnen das Feld; die blanken schwarzen Krähen, die sich in den leeren Reiherhorsten häuslich niederlassen wollten, müssen weichen; der Waldkauz, der in dem einen Horste zu brüten gedachte, sucht sich einen hohlen Baum, und die Eichkatze, die in einem anderen sich Vorrat gesammelt hatte, findet ihre Schätze nicht wieder.

Satt, mit vollen, tief herabhängenden Kröpfen, kamen die großen Vögel zurück; jeder trug einen Zweig, eine Rute, einen Ast; hastig begaben sie sich an ihr Werk, flickten die alten Horste aus, legten neue an, und bald schwebten in den Wipfeln der hochschäftigen Eichen dreißig große, sparrige, schwarze Klumpen, und ehe noch die Amsel zu bauen begann, lagen große hellblaugrüne Eier in jedem der dreißig Horste.

Während aber in den Wipfeln der Eichen unter den hellblaugrünen Schalen der Eier sich neues Leben formt, zerfällt am Boden das junge Werden; auf die gelben Blüten des Goldsternes, auf die quellenden Knospen des Spindelbaumes, auf die üppigen Blumenbüschel der Schlüsselblume, auf des Aaronstabes saftstrotzende Blätter klatscht das scharfe, beizende, tötende Geschmeiß der Reiher, übertüncht den Boden, kalkt die Stämme an, überzieht die Zweige, alles vernichtend, was fein und zart und schnellebig ist; nur der Brennnessel kann der giftige Kot keinen Abbruch tun, er düngt sie, und wenn der erste zarte Frühlingsflor der Ahe vorüber ist, wenn die Eichen Goldblättchen entfalten, dann überzieht den Waldboden der Nessel giftdornbewehrtes Gekräut mit einer einzigen undurchdringlichen Dickung.

Dann sind oben die blaugrünen Eierschalen längst geborsten unter dem Gepicke emsiger Schnäbelchen, und auf ihren Trümmern liegen struppköpfige, glotzäugige, häßliche Wesen, mit langen weißen Schimmeldunen bewachsen, mit unförmlichen gelben Knorpelwülsten an den Winkeln des Schnabels, der sich zu einem breiten roten Rachen öffnet, aus dem fortwährend ein heißhungriges Gieren hervortönt, das schrecklich zu der alten Reiher Gehör dringt.

Vom Lerchenstieg bis zur Ulenflucht streichen sie fort und rudern sie her, die Kröpfe voll von Aalen und Brassen, Döbeln und Karpfen, Fröschen und Egeln, und würgen der ewig hungrigen Brut den Raub vor; und die Jungen schlucken und schlucken und nehmen zusehends zu an Umfang und Schönheit, verlieren die häßlichen Schimmeldunen, vertauschen die Wolle mit einem hübschen Gefieder, die gelben Knorpelwülste an den Schnabelwinkeln schrumpfen zusammen, und aus den unschönen Spulen sprießen kräftige Schwungfedern.

Mit stolzer Freude sehen die Alten die Kleinen wachsen und gedeihen, gönnen sich kaum Ruh noch Rast, denn das Hungergeschrei der Jungen hört den ganzen Tag nicht auf. So fischen sie die Aller aufwärts, die Aller abwärts und vergessen alle Vorsicht; einer fällt dem Hagel des Jägers zum Opfer, ein anderer fängt sich an einer Setzangel, ein dritter tritt in ein Ottereisen, aber der überlebende Gatte nimmt die volle Last auf sich, und wenn von unbekannten Mooren und entfernten Gestaden die silberschwingigen Seeschwalben mit ihrer flüggen Brut über der Aller erscheinen, dann stehen auf jedem Horste in der Ahe zwei, drei Jungreiher und proben ihrer Schwingen Kraft. Einer oder der andere verliert dabei das Gleichgewicht und stürzt über Bord; den holt sich nachts der Fuchs, aber die meisten sehen sich vor, und die Alten freuen sich schon des Tages, daß sie alle zusammen mit ihnen über der grünen Ahe kreisen können.

Aber dann kommt der Tag, da Angst und Schrecken über die Siedelung hereinbricht: schwere Stiefel zertreten die hohen Nesseln, grüne Röcke lehnen sich gegen die weißgetünchten Stämme der Eichen, braunrote Gesichter tauchen zwischen dem laublosen Geäst von Kornelkirsche, Maßholder, Schlehdorn und Wildrose auf, metallische Blitze prallen von blanken Büchsenläufen.

Zehn Altreiher prasseln aus den Kronen, kreisen mit langen Hälsen über dem Walde, starren mit ängstlichen gelben Augen hinunter. Ihre Schreckensrufe finden von ringsumher Antwort, von Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht klingen heisere Angstlaute heran, ein Sausen und Brausen, Klingen und Klatschen ist über dem Forste, schnelle schwarze Schatten fallen über den weißgekalkten Waldboden, alle sechzig Altreiher kreisen als riesengroße Kreuze unter dem hellblauen Sommerhimmel.

Die Jungreiher, immer hungrig, stellen sich auf die Horstränder, recken die Hälse, sperren die nimmersatten Schnäbel auf und schreien nach Fraß. Da knallt ein Schuß, kurz und scharf wie ein Peitschenknall, durch den Wald. Ein Jungreiher spreizt die Flügel, kippt hin und her, verliert den Halt, poltert von Ast zu Ast und schlägt dröhnend auf den Boden auf. Das Angstgerufe über dem Wald wird zum Wehgekreisch, aus dem ruhigen Kreisen wird ein verstörtes Geflatter, aber Schuß auf Schuß knallt, ein Jungreiher nach dem anderen poltert herunter, stürzt herab oder bleibt mit zerrissener Brust im Horste liegen.

Noch ein Schuß knallt; keiner folgt ihm mehr; auf keinem Horst zeigt sich noch ein grauer Leib, ein heller Hals; alle Jungreiher liegen tot am Boden, säuberlich gestreckt; aus roten Gesichtern zieht blauer Dampf durch den Wald, lautes Gelächter flackert empor, und dann wird es still in der Ahe; nur die Reiher kreisen stumm über ihr und zwischen ihnen fünf Kolkraben, die den reichen Fraß eräugt haben.

Auf einem Moosdache in Ahlden knarrte vor Jahren eine rostige Wetterfahne im Winde, in die kunstlos ein rohes Abbild einer Reiherbeize eingesägt war; und vielleicht lebt in Ahlden noch einer von den Leuten, die als Jungens dabei waren, da man in der Ahe die alten Eichen schlug; als die Riesenbäume am Boden lagen, sah man mit Verwunderung, daß in ihren Kronen Faßreifen und dicke Eisendrähte hingen, rot von Rost und zermürbt, wie man sie auf dem Dache anbringt, damit der Storch dort bauen soll.

Den Reihern zuliebe flocht man sie dort ein, ihnen das Horsten zu erleichtern; sorgfältig hegte und pflegte man sie, nahm in schwere Pön (Strafe), wer sie störte; und gönnte ihnen gern den Aal und den Hecht, den Döbel und den Brassen, denn ein königlich Weidwerk bot die Jagd auf den stolzen Vogel.

Hunderte von Reihern horsteten damals in der Ahe; von ihnen schlug der Beizvogel, den des Jägers gelbbehandschuhte Faust warf, einen oder den anderen, der dann bei Hörnerklang zum Jagdschloß getragen wurde, die anderen aber ließ man sich ihres Lebens freuen und der Fischweid an den Ufern der reißenden Aller jahrein, jahraus.

Aus: Hermann Löns «Mein braunes Buch». Adolf Sponholtz-Verlag, Hannover 1918

Treibeis und Flugsand

Von LUDWIG PASSARGE

Fließt ein Strom von Norden nach Süden, wie beispielsweise die schwedischen Flüsse, dann rollt sich im Frühling die Eisdecke wie von selber auf; die Wärme verzehrt Scholle nach Scholle, die Wasser fließen mählich ab, und der Uebergang zum ruhigen Stromlaufe des Sommers geschieht langsam, ohne Zerstörung, ohne Gefahr für die Uferbewohner. Wenn aber der Strom von Süden nach Norden fließt; wenn, wie in dem polnischen Hügellande und den dortigen Ebenen, der Frühling plötzlich und mit all seiner Zerstörungslust über den eisbedeckten Strom hereinbricht, dann geschieht auch das Schmelzen der Eisdecke plötzlich; die herbeiströmenden Wasser heben, zerbrechen, wälzen die zerberstenden Eismassen und treiben sie mit ungeheurem Krachen nicht einem offenen Wasser, sondern den Niederungen zu, welche von einem Frühling noch nichts wissen. Nun zerreißt infolge des schwellenden Stromes die noch nicht mürbe gewordene Eisdecke; die Schollen, hart wie Glas und nicht zu zertrümmern, wälzen sich auf- und durcheinander, türmen sich zu Bergen und zerstören, was ihnen hemmend in den Weg tritt: die vor ihnen sich noch hindehnende Eisdecke, die Dämme, sie bald überflutend, bald «abschälend» und unterminierend. Es öffnet sich ein Teil des Deiches und heraus bricht die entfesselte Flut über die tief unter dem Niveau des Strombettes liegenden Ebenen, die Saaten, die Wohnplätze der ratlosen Menschen. Bei der Weichsel ist die Differenz zwischen Süden und Norden außerordentlich groß. In Polen ist mitunter schon die volle Schneeschmelze eingetreten, während in der Provinz Preußen noch der Winter herrscht; oft pflanzt sich das Schmelzen und Aufbrechen der Eisdecke so langsam fort, daß man sich durch bloße Fußboten von dem Beginne des Eisganges in Kenntnis setzt und in Thorn dem von Warschau aus gemeldeten Eisgange wie einem erst in einigen Tagen herannahenden Ereignisse entgegensieht. Dieses ist aber stets die gefährlichste Art des Eisganges. Denn die Gefahr liegt nicht sowohl in der Bewegtheit, dem Anschwellen, dem Eistreiben des Stromes, sie liegt ganz besonders darin, daß sich die Eismassen vor der noch nicht geschmolzenen und zerkleinerten Eisdecke stauen, zu Bergen ansammeln, das ganze Strombett erfüllen und den Abfluß des Wassers hemmen. Gewöhnlich bewirkt der fast in quadratischer Progression wachsende Wasserdruck ein Weichen, einen Durchbruch durch den Eiswall. Geschieht es nicht, dann ist eben ein Deichbruch — ein sogenannter Grundbruch — die notwendige Folge.

Im Sommer wird der Verkehr leicht durch eine Schiffbrücke unterhalten, im Frühjahr und Herbst durch Fähren, sogenannte Prahme. Solange nun offenes Wasser ist, geschieht dieses leicht und mit Sicherheit; wenn aber das Eis zu treiben beginnt, dann wird jede Verbindung bis zu der Zeit, da dasselbe zum Stehen gekommen, aufgehoben, und es geschieht nicht selten, daß die Reisenden tagelang auf der einen Seite des Stromes verweilen und mit sehnsüchtigen Blicken nach dem so nahen und doch so unerreichbaren «anderen Ufer» schauen. Für die von Marienburg her Kommenden entwickelt sich in einer solchen Zeit oft ein lustiges Leben in dem auf dem rechten Weichselufer gelegenen «Fährkruge», das einander menschlich nahezurücken zwingt und an die Regentage auf dem Rigi oder der Schneekoppe erinnert.

Ist das Eis nun zum Stehen gekommen und wäre es auch nur so, daß es «nicht hält und nicht bricht», dann wird quer über den Strom eine Eisbahn gegossen. Das Wasser gefriert sofort und bildet bald einen sichern Weg, den erst Fußgänger auf Brettern und dann selbst die schwersten Fuhrwerke passieren können. So geht es nun meist bis zu dem allgemeinen Eisgange im Frühling; denn nur selten kommt es vor, daß die Eisdecke schon im Winter auftaut. Sobald aber die von Station zu Station aufgestellten «Eiswachen» die nahende Gefahr verkünden, wird jede Kommunikation unterbrochen; selbst die kühnsten Schiffer und Beamten wagen sich dann nicht hinüber; aller Personenverkehr von Ufer zu Ufer hört auf, und nur der Postbriefbeutel wird zuweilen auf schwankendem Faden von einer Seite zur andern gezogen. Der Güterverkehr stockt in solchen Zeiten aber oft wochenlang. Denn selbst wenn endlich der Verkehr durch Spitzprahme und Schiffbrücken möglich geworden, reichen die vorhandenen Kräfte nicht aus, um die ungeheuren Warenmassen zu befördern; und es ist namentlich während des russischen Krieges nicht selten vorgekommen, daß Kaufleute die lange vor Weihnachten eingekauften Spielzeugwaren erst im Spätwinter erhielten, daß bei dem Mangel an Räumlichkeiten in Dirschau die kostbarsten Waren vom Regen durchnäßt wurden und verdarben. Als es aber von Berlin nach Königsberg noch keinen Telegraphen gab, da mußte man oft tagelang selbst auf jede briefliche Nachricht verzichten, und ich erinnere mich noch, daß im Jahre 1848 und 1849 zuweilen in zwei bis drei Tagen keine einzige politische Mitteilung aus dem Westen die Weichsel passieren konnte, in einer Zeit, da den Zeitungsblättern notwendig noch die Feuchtigkeit aus der Offizin anhaften mußte.

In solchen Momenten bildet die Weichsel ein ergötzliches Tagesgespräch. Man verlangt nach einem bereits vor sechs Wochen in Leipzig angekündigten interessanten Buche, der Buchhändler erwidert achselzuckend: die Weichsel; man bestellte vor vier Wochen in Berlin einen neuen Rock, der dortige Schneider schreibt, er läge schon

längst — an der Weichsel. Eine Reise wird aufgehoben wegen — der Weichsel. Noch im vergangenen Jahre, bei der großen Ueberschwemmung, kam ein Offizier aus Berlin zur Verlobung mit seiner Braut genau acht Tage nach dem festgesetzten Tage über — die Weichsel.

Keine Zerstörung wirkt vielleicht nachhaltiger und sicherer als die durch wandelnden Sand. Ein schützender Wald bedeckt die Küste bis zur Grenze des früheren Danziger Territoriums, wehrt dem verheerenden Sande und bietet eine reiche Quelle der Einnahme für die Kommunalkasse dar. Wo aber diese Grenze aufhört, da feiern Wüste und Tod ihren höchsten Triumph. Aus dem Sande ragende Stümpfe bezeichnen die einstige Existenz eines Waldes; die fruchtbarsten Felder und Wiesen hat der Sand verschüttet und ganze Dörfer überweht. Wie wir bei dem Bergsturze von Goldau über die Stelle schreiten, darunter tief ein reiches Dorf begraben liegt, so hören wir auf den Nehrungen staunend von verwehten Ortschaften reden; wir lesen auf Karten das sonderbare: «Versandetes Dorf.»

Ein dichter Sandstaub erfüllt bei einem Sturme die Luft; raschelnd und sonderbar flüsternd schlagen die Halme des spärlichen Dünenrohres zusammen; die Sandkörner laufen klirrend und klingend durcheinander, wodurch sich mit dem Brausen des Sturmes, dem Rauschen der Wogen ein fremdartiges Tönen mischt, bei welchem wir verwundert stillestehn. An etwas mehr geschützten Abhängen fallen die Körner in Bildungen, die an den Schnee erinnern, nieder, während auf den sturmgepeitschten Flächen sich ein Netz von feinen Wellenlinien bildet wie auf einem Teiche. Auf diesen Nehrungen, diesen «lechzenden Zungen von Seeungeheuern», dehnt sich auf der einen Seite die See, auf der andern das Haff hin, endlos wie eine einförmige Qual. Unsere Pferde, obwohl von wunderbarer Geschwindigkeit und Leichtigkeit, ermüden fast in dieser menschenverlassenen, pfadverwehten Wüste; und wenn wir den Fuhrmann an dem feuchten Strande des Haffes wegen des dort fester liegenden Sandes zu fahren raten, lacht er über uns, die wir nicht wissen, daß wir dort im Triebsande rettungslos versinken könnten.

Die Schutzmittel gegen das weitere Vordringen der Sanddünen sind teils mechanischer Art, bestehend in Steinwällen und Strauchzäunen, in denen sich der Sand fängt und so einen Schutzdünenwall bildet, teils organischer Art, indem man durch Dünenhafer — der mit unverwüstlicher Zähigkeit grünt, solange nur noch eine Spitze aus dem Boden ragt — den Sand zum Stehen bringt und die Sandflächen mit Weiden, Birken, Kiefern, Erlen und Pappeln bepflanzt. Hinter den Dünen bilden sich landeinwärts oft weite Sumpfstrecken, in denen die Erle vortrefflich gedeiht.

Die Dünen stehen unter eigenen Düneninspektoren, zu deren Pflichten es namentlich auch gehört, die als «Dünenschonungen» bezeichneten Strecken vor dem Betreten durch Tiere und Menschen zu schützen. Es ist kaum eine zweite Stellung denkbar, welche es mit einem gleich undankbaren Gegenstand zu tun hätte; hier gilt es nicht bloß «auf den Sand», sondern mit Sand auf Sand zu bauen, zu gleicher Zeit mit dem Meere und dem eben so beweglichen Lande zu kämpfen, und gewärtig zu sein, das in Jahren fußbreit erworbene Terrain in einem Moment zu verlieren. Und doch ist kaum eine zweite Stellung zugleich so dankbar und befriedigend. Denn es ist nicht die *Größe* des Resultats, was dessen Wert bestimmt, sondern der Gegenstand, auf welchen unser Streben gerichtet ist. Ein Sandkorn an das andere zu binden kann großartiger sein als die Errichtung einer ägyptischen Felsenpyramide.

Den Reiseskizzen «Aus dem Weichseldelta» von Ludwig Passarge (Berlin 1857) entnommen

Kasper-Ohm spinnt ein Garn

Von JOHN BRINCKMANN

Ick hadd Anno negen un säbentig[1] Roggen nah Amsterdam lad't. Dat was grad de viert Fohrt, de ick mit de Anna Maria Sophia maken ded; ond as ick den Roggen löscht heww, dor ward mi ne Fracht hollandsch Laken ond Linnen nah Batavia hen van de Maklers anbaden[2]. I, so denk ick dunn, worüm skalst[3] du de nich nehmen; dor is noch mal 'n beten Kapplaken[4] bi to isen[5]; 'n stiwen Kirl was ick dunn, min Backvolk acht Mann, ahn mi ond de Maat ond de Kocksmaat, all stewige Klür[6] — ond de Anna Maria Sophia so trimm[7], as ne junge Dirn van achtein Johr up 'n Danzbähn, de leewersten Schottsch as Menuett danzen deit. Ick gah an Burd ond frag min Jongs: Jongs, willt Ji? De Maat hadd noch irst allerhand so'n Heesbeeserien[8] in'n Kopp van wegen de Mansuns, den gelen Jakob[9] ond de Flibusters bi de Malakka. Ick segg äwerst: För nix is nix, wat kümmt, dat gelt, Jongens, all dat anner is bilemmert! Ond dunn säd s' all: Na, denn man too! So schlöt ick denn de Fracht af, köfft' mi ne good Kort van de Atlantic, de Indian Oschen[10] ond de Sunda. Dorup nehm 'k Fracht in; Sünndag vör Martini was alles klipp un klor, ond dor seilten wi vör ne stiwe Nurdost ut den Texel[11] ond dat ok furtstens in dree Dag' in de Span'sche See rinne, ond een, twee, dree, so um de Ostern rümme, schmet ick richtig, onder den Eiland van Onrust vör Batavia Anker ut. Na — segg ick to min Jongens dunn —, wat seggt Ji nu? Fiw Mand Hür[12] her — Rückfrachten as vel as Maikäwers in'n Juni — wat seggt Ji?

De Lüd an 't Land bi de Lombongs[13] vör Batavia slögen äwerst de Hänn äwern Kopp tosam. Harr Jes! säden s', ond in so'n Nätschell[14]. — Na, wurans? segg ick. — Van wegen de Mansuns, säden se, un van wegen Klaaz van Klaazen. — Van wegen de Mansuns, segg ick, dat is man so vel; abersten van wegen Klaaz van Klaazen, wat skall mi dat? Na, dor hürt' ick denn, dat Klaaz van Klaazen een Desertür was van een hollandsch Urlogsmann[15] ond een van de verdöömden Flibusters worden wir van de Malakka, ond wat he keen Schipp onder den Onrust vor Anker kamen ond van de Onrust-Eiland wedder utlopen let, ahn se to lusen[16], as de Ap den Jongen up dat Dromedari.

Schpook! — segg ick dunn — wi sünd inlopen, ond wer hett uns lus't! Wer vel fröggt, kriggt vel Antwurt. Wi lopen ok sacht wedder ut ahn Nahfrag. — Nahst[17] lösch ick dat hollandsch Laken ond Linnen ond nehm ne moige Fracht back up Amsterdam.

Dorup gah ick stillswigens hen nah een van de Maklers bi de Lombongs ond köp mi twee oll dägte Brümmers van Twölwpünners[18]; de nehm ick in 'n Schummern äwer, stell se vörn bi dat Gangspill[19] ond ramm se beid bet dicht an 'n Hals vull van Rehposten, Flintenkugels, oll Nagels ond Glasschören up ne duwwelte Ladung. Nahst lat ick ne Persenning[20] äwer decken, so dat nix to sehn is. Annern Morn lop wi onder den Onrust ut vör ne frische nurdliche Bris. Ick hadd den Kocksmaat baben in 'n Top as Utkik. Wi maken feine Fohrt vör Bram, Fock, Klüwer, Jager ond Gickseil[21]. Dat ward gegen Middag, dor lett sick nix hüren ond nix seen. Aewersten as wi de Sunda peilen ond de Gasten grad bi dat Schaffen[22] in de Roof[23] sünd, da fangt der Jonge baben in den Top up eenmal an to prusten ond kreigen[24] as unklook. Ick rute! Gust Rening steit an de Stürburdreling[25] ond hett dor een Fohrtüg up 'n Kiker. — Na, segg ick, wat heww wi dor? — Klaaz is dat! seggt Gust ond giwwt mi den Kiker. Ick holl scharp hen. — Kann sin, dat dat Klaaz is, segg ick, kann äwerst ok nich sin; ond kann doch sin, de Mäglichkeit is dor. De Bengel dor vör onser Stürburd löppt jo ran as ne Maispenn! — Dat wohrt nich so lang', dor wüßt ick, wur ick an wir. Dat was ne schebecktakelt[26], deuwelmäßigen verdächtige Schonk. Ick hiß minen Vagel Grip[27] up. Der Schonk hißt ne gnäterswarte[28] Flagg an 'n Mast. Dat müßt Klaaz sin oder der Satan. Nu was ick in de Accidenz! Nu was dat kamen, ond nu güll dat! So lat ick denn min beiden Brümmers backburd stellen. Schanzkleedung ward uthakt ond 'n Stück Persenning wedder vör, ok de beiden Brümmers bliwen noch warm toodeckt; äwerst 'n isern Grapen vull glööndige Kahlen ward dorbi prat stellt, dor stek ick 'n langen isern Koofoot[29] rinne, ond dunn säd ick to min Gasten[30]:

Wer hier een reguläres Rostocker Stadtkind is, de paß nu mal up ond gew good Achtung! Ick bliw hier bi de beiden Brümmers. Gust Rening, Du nimmst den Helm[31], ond Ji Annern doot Jug[32] verfluchte Schuldigkeit! Nu will wi, wenn Klaaz neger kümmt, bileggen. Denn skall der Kocksmaat den Vagel Grip dalviren[33], grad as up Gnad ond Ungnad. Wenn Klaaz denn up uns Backburd bonus fidus anseilt ond Enterhaken smitt, denn so roop ick: Allens klor vör ond aft! Denn rit Ji de Persennings af, ond denn lat ick Klaazen min beiden Brümmer hier mal in de Ogen hoosten, dat he den blöödigen Schnuppen krigen skall, ond nahst seen wi eens an ehre eegen verdammten Kanaljenbregens too, wo tag[34] Rostocker Handspaken sünd. Verstahn, Jongens? — Hurra! schregen de Jongens. Na, dat kem ok richtig all so, as ick dat afkalkuleert hadd. De entfamdige Vitalienbrooder kem up uns Stürburd ranne gesus't as 'n Windhund up 'n Hasen. He was man'n wanschapen[35] ollen Halwdecker; äwerst vörn bi de Boog stünn sin lang' Tom[36], ond as he up tweehunnert Faden ran wir an de Anna Maria Sophia, bumtri, bum, bum! schöt he sinen langen Brümmer af, dat de oll Kugel midden mang ehr beiden Masten dörchfohrt' as en lebendigen Höllenhund. Na, dunn let ick den Vagel Grip dalhoisten, de Raaen würden braßt, de Fastgelljas[37] wendt, ond wi legen bi de Wind so dicht as mäglich, grad as wenn wi up Gnad ond Ungnad de Flagg streken hadden. De Kaperschonk stünn nu pil[38] up min Backburd. Vörn bi ehr Bratspill[39] stünn de ganze saubere Sippschaft dichting tohop, Kopp an Kopp, as de wohren leibhaftigen Banditen, Kirls van alle Klür[40], Brun, Gel, Swart ond Witt, Taters[41] ond Maleien mit lange Metzers, Klaaz richtig vöran mit'n grot Breedbil[42] as'n regulären Knakenhaueröllst, föftein Mann hoch; blot een Bambus[43] stünn achter bi dat Rooder. Gust stürt' ok richtig so, dat de Schonk ehr Halwdeck grad vör min beiden Brümmers to stahn kem, as de Enterhaken dalfel[44]. Dunn schreg ick äwerst: Persennings af! ond schlah mit de glööndige Koofoot up min beiden Brümmers ehr Zündlöcker. De ganze proste Mahltid van Bli ond Nagels, Glasschören ond Rehposten fegt dunn pill! pall! pratsch! as een heiliges Krüzhimmeldunnerweder äwer de Piratenschonk ehr smerig Halwdeck, dat ok keen Satanskind von all de föftein Heidenhallunken up de Been stahn blew, grad as so vel Bullenpesels[45], de man mit ne Seiß[46] up een Schlag afhauen doon deit. Futr di Morblex, dat was ne schöne Murki! As ick dat nu sehg, dat min beiden Brümmers ehr Schuldigkeit so moy dahn hadden, dunn ick räwer nah de oll Schonk mit min glööndige Koofoot ond de Jongs mit ehr Handspaken, ond dor gew wi ehr Gottslohn schippundwis[47]. Wat dor man blot noch tillfööten[48] ded, dat kreg eenen vör'n Dätz. De Karnalji an dat Rooder hadd dunn keen Tid mihr ond sprüng äwer Burd ond led sick upt't Swemmen; ick smet em äwer de Koofoot so dägt up den Achtersteven, dat he unnerdukt ond ick en nie nich wedder seen heww. Nu hadd ick den ollen Kasten van Schonk furtst bet up den Keel afbrennen künnt mitsammst ehr schuftige Bagasch, äwersten ick dacht, so'n hunnert Dubluns sünd ok 'n ganz Deel beter, as Pickplacken[49] in 'n Pijäcke[50]. So geit[51] ick ehr denn mit ne lange Troß an de Anna Maria Sophia, seilt' back[52] mit ehr onder den Onrust ond smet dor wedder Anker. Wat dat für 'n Upseen ond Marakel in Batavia maken ded, dat ick den Klaaz van Klaazen so dägt inseept ond so moy balbirt hadd! De Generalstattholder schickt en Offizirer bi mi an Burd. De möt mit sin eegen Ogen seen ond nimmt dat all 'n beten in de Fedder. Nahst inviteert he mi to Middag bi den Exellenzen. Ick nehm dat, versteit sick, ok an. Dor he äwerst grad buten vör Batavia in Buytenzorg up sinen Goren[53] residenzen ded, so let he mi glik sinen Staatselephanten anbeeden mit 'n Palankin[54], üm dorup rute to riden. Dat ded ick nu, ond Ihro Exellenzen empfungen mir sehr schmeichelhaft. Dor wiren vele Mynheers ond Mynfruwens, ond höllischen fein ond van flessen[55] güng dat dor her. De Gin[56] was van den veritabeln, ond so vel Eydamer was dor, as keen Rostocker Lichthak[57] je een Ahnung van hatt hett. Ick müßt dat all vertellen, wur dat mit Klaaz van Klaazen toogahn wir. Ihro Exellenzen druckten mich darauf die Hand ond sagte: Min leew Keppen Pött, es freut mich sehr von wegen Ihre werthe Bekanntschaft. Ihr Wohlsein! Auf Wiedersehen! ond dor müßt ick em ut en groten sülwernen Kroos Bescheed doon. Nahst kreg ick min hunnert Dubluns, ond dunn red ick wedder up den sülstigen Elephanten an Burd torügg. Den annern Dag löp ick mit min Fohrtüg wedder onder den Onrust ut ond kem November achtzig wollbehollen ond ahn Molesten, 'n lütt beten Mansun ond Teifun afrekent, Amsterdam Haben binnen.

[1] Anno 79 [2] angeboten [3] sollst [4] Trinkgeld für die Schiffer verdienen [5] kräftige Art [7] schmuck [8] Alfanzereien [9] yellow Jack, gelbes Fieber [10] Ozean [11] der Aermelkanal [12] fünf Monate Heuer (Lohn) [13] Kaffeespeicher in Batavia [14] Nußschale [15] Kriegsschiff [16] lausen [17] nachher [18] Kanonen [19] Ankerwinde [20] Segelleinen [21] Gigsegel [22] Essen [23] auf dem Deck stehende Matrosenkajüte [24] krähte [25] Steuerbordbrüstung [26] Schebecke ist ein dreimastiges, zum Segeln und Rudern eingerichtetes Kriegsschiff [27] Vogel Greif, Rostocker Flagge [28] rabenschwarz [29] Brecheisen [30] Matrosen [31] Steuerruder [32] Eure [33] herunterziehen [34] zähe [35] abgenutzter [36] Kanone [37] Schiff mit einem großen und einem kleinen Besanmast [38] steil, gerade [39] Ankerwinde [40] Farben [41] Zigeuner [42] breites Beil [43] nichtsnutziger Kerl [44] niederfiel [45] Rohrkolben [46] Sense [47] schiffspfundweise, doppelt und dreifach [48] den Fuß ein wenig bewegen [49] Pechflecken [50] Jacke [51] festbinden [52] segelte zurück [53] Garten [54] Baldachin [55] gediegen [56] Genever [57] Handler.

Aus dem Schifferroman »Kasper-Ohm un ick« von John Brinckmann (1814 –1870)

Vor den Toren Thules ...

Von ULRICH A. CORTI

Dort, wo die salzigen Fluten der Ostsee seit Jahrtausenden an der Küste der Norddeutschen Tiefebene verrauschen, liegt, wie ein Kleinod von den Ländern Pommern, Brandenburg, Hannover und Schleswig-Holstein eingefaßt, Mecklenburg. Ueber seinen grenzenlosen Horizonten tauchen immer wieder Ketten und Bänke duftig weißer Wolken auf, Wolken, die in Norwegens und Schwedens frischen Winden wie stolze Segler geruhsam das Luftmeer durchkreuzen. Ihre Schatten wandern über das weite Grünland mit dunklen Forsten, saftigen Weiden, reichen Grasfluren hin; sie spiegeln sich in den blauen Wassern der vielen hundert Seen, um traumhaft in fremden Fernen sich zu verlieren. Am Rande der stillen Brüche blüht das Heidekraut, über den kleinen Tümpeln schwirren güldene Libellenflügel, und aus dem Mosaik der Einsamkeiten perlen quellenhaft die Lieder kleiner Vögel rein und klar, herb und süß. Im Winter knirscht das Eis in den Seen, der Wind schüttelt die Birken und Kiefern in den Mooren, der Sturm braust durch die Wälder und bricht aus dem Geäste der Bäume das Alte und Lebensmüde. Im Frühling quietscht das junge Wasser im Boden, gluckst und versickert. Die umgebrochene Erde dampft in den anbrechenden Morgen hinein, und in ihren Tiefen beginnt sich das Leben zu rühren. Dann steigt auch über Mecklenburg die Sonne höher und höher. Ihre Strahlen wecken die Blumen und helfen das Laub entfalten, die Luft flimmert und zittert über dem Land und über dem Meer. Im Herbst aber tanzen die Geister Thules in den silbernen Nebeln und durch die wachsenden Stunden der Dämmerung. Wieder brausen wie die wilde Jagd die Novemberstürme ungehemmt über die große Weite hin. Jetzt stellen sich die farbenfrohen Scharen der nordischen wilden Enten ein, und hoch in der Luft erklingen klagend die Rufe der Goldregenpfeifer.

Seltsames Land! Es hat seine eigenen Melodien. Ist es die Weite, die Einsamkeit, die bezaubert? Vielleicht, da doch die echte, ursprüngliche Natur fast allein noch die ewige Unruhe des menschlichen Herzens zu beschwichtigen vermag. Das aber, was in der Natur am mächtigsten auf unser Gemüt einwirkt, ist ihre unverfälschte Echtheit, ihre geheimnisvolle, unmittelbare Schönheit. Und Mecklenburg ist unendlich reich an solchen Schönheiten. Es spricht vor allem die Seele an. Seine innere Harmonie ist kaum gestört, und aus den Falten seiner Gewänder quillt eine Symphonie, urhaft, magisch, das Innere aufwühlend und doch wieder beruhigend.

Hier ist der Mensch dem Lebendigen unendlich nahe, hier fühlt er sich inmitten der Einsamkeit nicht mehr allein, spürt er die Verbundenheit mit dem Ganzen, eine undefinierbare Geborgenheit. Die Grenzen verlieren ihren Sinn und damit weitet sich die innere Welt. Alles Leben wird eins, ja, die Welt überhaupt wird eins, sie, die der Geist des Menschen in Myriaden von Trümmern zerschlug.

Noch ziehen durch die lichten Wälder und Brüche Mecklenburgs die Elche, noch horsten in den Kronen mächtiger Eichen als Symbole freier Natur herrliche Seeadler, balzen auf großen Getreide- und Hackfruchtschlägen und im ausgedehnten Wiesland die köstlichen Großtrappenhähne. Der Kranich brütet am Rande der stahlblauen Seen, und über sandigen Waldblößen, Heiden und trockenen Hochmooren erklingt im Frühling das süße, lullende Lied der reizenden Heidelerche. Mögen diese Kostbarkeiten auch weiterhin erhalten bleiben. Möge sich am stillen Waldrande dem ruhenden Wanderer ein aus kühlem Schatten hervorgaukelnder, kleiner Schmetterling auf die besonnte Hand setzen, die kleinen, zarten Flügel spielend auf- und niederbewegen und mit dem feinen Rüssel vom Nektar des Schweißes saugen, um ihm zu zeigen, daß zwischen dem Lebendigen, zwischen dem «Ich» und dem «Du» keine Ferne zu sein braucht. In den bunten Faltern wohnt die Harmonie.

SEEADLER *Zu den Aufnahmen auf Seiten 5/10/15—28*

Der Seeadler, Haliaeëtus albicilla (L), bewohnt Island und Westnorwegen bis zum 70. Grad nördlicher Breite, Nord- und Mittelschweden, Finnland, die Baltischen Staaten, Polen, Norddeutschland, Nordrußland bis zu den Küsten des Eismeeres, Ost- und Südrußland bis zur Krim, ostwärts bis zum Kaspi-See, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Albanien, Jugoslawien und Ungarn, ferner Korsika und Sardinien. In Asien kommt er von Anatolien, Mesopotamien, Nordpersien und Westsibirien bis Kamtschatka, Anadyr, Nordchina und Japan vor. In Deutschland brütet der Seeadler in geringer Anzahl in den Küstenländern der Ostsee von Ostpreußen bis Mecklenburg, nach *Wendland* (1937) insgesamt in etwa 40 Paaren. Davon entfallen allein 15 auf Mecklenburg (*Kuhk*), etwa 20 auf Pommern (*Banzhaf*, 1937). Heute reicht das Brutgebiet des Seeadlers nach Westen nicht über Mecklenburg hinaus.

H. albicilla hat eine Flügelspannweite von bis zu 2,40 Metern. Die riesigen breiten, im Bug nicht gewinkelten Schwingen eignen sich vorzüglich für den Segelflug. Der Schwanz ist kurz und keilförmig, im Alter weiß. Das Gefieder der alten Vögel ist sonst schwärzlich-braun und trägt in frischem Zustande einen matten, purpurnen Schimmer. Der Schnabel ist mächtig, gelb pigmentiert, seine Wachshaut wie die Füße zitrongelb, die Iris blaßgelb. Die Dunenjungen sind im ersten Kleide bräunlich-grau, um das Auge dunkler, an der Kehle weiß. Erst im fünften Lebensjahr ist der Seeadler ausgefärbt. Alte Vögel erreichen ein Gewicht von über sechs Kilogramm. — Der Seeadler ist Stand- und Strichvogel. Selten verbringen die alten Adler den Winter anderswo als in der Nähe des Brutplatzes. Viele Junge streifen indessen in den Wintermonaten weit umher. Sie werden dann öfters tief im Binnenlande, gelegentlich zum Beispiel auch in der Schweiz, fernab vom Meere, angetroffen.

Zum Aufenthalt wählt H. albicilla die Meeresküsten, ferner die Umgebung großer Seen oder Flüsse, vorausgesetzt, daß größere Forste wie Misch- und Kiefern-, auch Buchen- und sonstiger Hochwald vorhanden sind. Die Mecklenburgische Seenplatte bietet unserem Adler ideale Lebensbedingungen. Die Weite der großartigen Landschaft mit den zahlreichen Nahrungsquellen, die für den Flug wichtigen Windverhältnisse, die Anwesenheit geeigneter Horstbäume entsprechen vortrefflich den Ansprüchen der Art.

Jedes Paar wählt ein meist sehr umfangreiches Jagdrevier aus. In Mecklenburg entfallen pro Quadratkilometer Landesfläche höchstens 2,2 Brutpaare (Kreis Parchim). Im Frühjahr vollziehen sich die prächtigen Balzspiele. Das Paar kreist unter lauten, kriegerisch klingenden Ru-

fen, die an diejenigen der Silbermöwe erinnern, über dem auserkorenen Brutort und führt seine interessanten Flugspiele aus, wobei die Vögel bisweilen mit den Fängen nacheinandergreifen und im Fluge zur Seite kippen. Oft schweben die stolzen Flieger eine lange Weile in den Lüften.

Als Horstplatz wählt der Seeadler in Mecklenburg Altholzbestände, bisweilen auch einzeln stehende Ueberhälter, in der Nähe großer Binnengewässer, seltener in der engeren Küstenzone. Der Horst steht immer auf hohen alten Bäumen im lichten Bestande oder am Waldrand. In der Regel sind im Brutrevier eines Paares mehrere Horste vorhanden, die wechselweise, nicht selten aber auch mehrere Jahre hindurch ohne Wechsel, benützt werden. Als Unterlage dient wohl immer ein alter, vom Bussard, Königsmilan, Fischadler usw. erbauter Horst. Anderseits wird der vom Seeadler zu einer großen Burg ausgebaute Horst später öfters von andern Raubvogelarten bezogen. Er weist oft einen äußeren Durchmesser von 1,5 bis 2 Metern bei einer Höhe von 0,8 bis 1,5 und mehr Metern auf. Das Vollgelege besteht aus zwei bis drei kalkweißen, ungezeichneten, etwa 140 Gramm schweren Eiern. 30 bis 45 Tage nach Brutbeginn schlüpfen die Jungen aus. Zehn Wochen später verlassen dieselben den Horst. Meist kommt nur ein Jungvogel hoch. Die Nahrung des Seeadlers besteht vorzugsweise aus Fischen, daneben aber auch aus kleineren und mittelgroßen Säugern, Vögeln usw. Die Beute wird meist im Verfolgungsfluge auf oder dicht über dem Boden und auf der Wasseroberfläche ergriffen. Fische fängt unser Vogel durch gewandtes Stoßtauchen, ähnlich wie der Fischadler, der ebenfalls ein Charaktervogel Mecklenburgs ist. Doch was ist eine solche Naturbeschreibung im Vergleiche mit dem unmittelbaren Erleben des natürlichen Seins und Geschehens! Wohl schließen die wissenschaftlichen Studien manche verborgene Tiefe auf und bringen sie dem Empfinden nahe, aber das elementare Rauschen der Brandung, das Spiel der blauen Wasserwellen, die kühlende Wirkung des Windes, wandernde Wolken und singende Vögel rühren doch immer Saiten des Innern an, deren Echoklängen die Seele erwachend oder einschlummernd lauscht, ganz einfach, weil darin die Schönheit atmet. Noch hat keine geistige Tiefenbohrung die Geheimnisse des Daseins zu lösen vermocht. Entdeckt wird immer nur, was schon vorhanden ist. Je mehr indessen der Mensch die Natur ihrer Geheimnisse entkleidet, um so größer wird die Gefahr, daß er das Schöne übersieht. Denn das Schöne ist voller Wunder und jedes Wunder voller Geheimnisse.

ELCHE *Zu den Aufnahmen auf Seiten 34–38*

Noch findet sich ein kleiner Elchbestand in Norddeutschland. Bisweilen wechseln die mächtigen Tiere aus weiter östlich gelegenen Gebieten herein, doch ist ihre Existenz gefährdet. Etwa um das Jahr 1904 war der gesamte Elchbestand Ostpreußens auf 800 Tiere angewachsen. Gegenwärtig sind es zweifellos viel weniger. Alces alces L., wie der zur Familie der Hirsche gehörende Elch heißt, bewohnt die höheren Breiten aller waldreichen Länder Europas und Asiens. So findet er sich z. B. in einem großen Teil Skandinaviens, im europäischen Rußland und in Sibirien.

Von starkem, gedrungenem Körperbau, erreicht der hochbeinige Elch eine Länge von etwa 2,8 Metern, bei einer Widerristhöhe von 1,9 Metern und einem Durchschnittsgewicht von 300–400 Kilogramm. Der langgestreckte Kopf ruht auf einem kurzen, kräftigen Halse. In den stark hervortretenden Augenhöhlen liegen tief die kleinen, nur matt glänzenden Augen. Die Ohren sind lang, groß und breit, jedoch zugespitzt. Das Körperhaar ist lang, dicht und straff. Die Bauchhaare sind interessanterweise von hinten nach vorne gerichtet. Ueber den Nackenfirst zieht sich eine Mähne. Der Elch hat eine dunkelbraune Farbe, mit graulichem Maulende. Die Beine sind weißlich aschgrau, ebenso die Körperunterseite einschließlich der Brust, die Augenringe grau. Die Elchkuh ist kaum kleiner als der Hirsch, aber geweihlos. «Das Geweih des erwachsenen Männchens besteht aus einem Paar großer, einfacher, sehr ausgebreiteter, dreieckiger, platter Schaufeln, die an ihrem äußeren Rande mit zahlreichen Zacken besetzt sind. Sie werden von kurzen, dicken, gerundeten, mit wenigen Perlen besetzten Stangen getragen, die auf kurzen Rosenstöcken sitzen und sich sogleich seitlich biegen» (Brehm).

Die Lieblingsaufenthaltsorte des Elches sind Landschaften, in welchen Seen mit Torfmooren, Brüchen, Heiden und Waldungen abwechselnd nebeneinander vorhanden sind. Als Nahrungsbäume kommen praktisch alle saftrindigen Holzgewächse, wie Birken, Weiden, Pappeln, Eschen, Erlen, aber auch die Kiefer und Lärche und der Wacholder, weniger jedoch die Fichte in Betracht. Von diesen Holzpflanzen werden entweder die Zweige abgeweidet oder es wird die Rinde abgeschält. Auch niedrige Moorsträucher und Heidekraut dienen als Nahrungsmittel. Wenn der Elch in einem lichten Laubholzbestand hinter weißbastigen Birkenstämmen steht, wird man durch das Gesamtbild fast an das afrikanische Okapi erinnert. Irgendwie paßt dieses Tier vortrefflich in die Landschaft seiner Heimat. Es haftet etwas von schwerem Boden an seiner Gestalt, und da der Elch sich gerne auch im Wasser tummelt, worin er leicht und ausdauernd schwimmt, spiegelt sich auch in diesem Umstande die Umwelt in seinem Wesen. Die Beweglichkeit des Körpers steht wohl in gewissem Widerspruch zur Massigkeit des Leibes, denn das Elen vermag ausgreifend, fördernd und anhaltend zu traben und mit den weit spreizbaren, durch eine breite Haut verbundenen Hufen auch über weiche Moorböden zu laufen. Zur Beweglichkeit aber gehört auch der feine Spürsinn der Elche, deren Witterungsvermögen sehr fein differenziert ist. Im allgemeinen vorsichtig gegenüber dem Menschen, zeichnet sich unser Tier durch eine große Fluchtdistanz aus, und es ist erstaunlich, wie unauffällig sich manche Elche und wie nahezu geräuschlos sie sich durch Gebüsche fortstehlen können. Es scheint, daß sich die Elentiere nie wie die Hirsche suhlen. Im Sommer bildet der Elch keine starken Rudel. Das Männchen weilt zu dieser Jahreszeit meist allein oder höchstens mit einer Kuh und ein oder zwei Kälbern zusammen. Im Winter aber vereinigen sich die Tiere öfters zu größeren Gesellschaften. Gegenden, in welchen der Elch wiederholt gestört wurde, pflegt er zu verlassen. Er liebt die Ruhe.

In den Ostseeländern beginnt die Brunst Ende August, in Skandinavien und im asiatischen Rußland im September und Oktober. Sie dauert etwa vier Wochen. Die Kämpfe der Elchhirsche sind oft sehr heftig.

35–38 Wochen nach der Begattung, Ende April oder Anfang Mai, setzt die Kuh zuerst ein, dann bei jedem folgenden Satze zwei Junge, meist ein Pärchen. Bereits am dritten oder vierten Tage folgen die Elchkälber, denen, wie allen Tierkindern, etwas Reizendes eignet, ihrer Mutter. Sie saugen Milch fast bis zum Beginn der nächsten Brunstzeit des Alttieres. Die Mutter verteidigt ihre Jungen rührend. Außer dem Menschen gehören Wolf, Luchs, Bär, Vielfraß und Parasiten zu den gefährlichsten Feinden des Elchs. Früher sollen diese Tiere auch als Zug- und Reitmittel verwendet worden sein. Sie richten mancherorts als Holzverwüster großen Schaden an. Im östlichen Amerika kommt Alces americanus Jord., in Alaska und auf der Kenaihalbinsel der Riesenelch, Alces gigas Mill., der eine Schulterhöhe von 2,20 bis 2,35 bei einer Länge von 3,2 Metern erreicht, in Ostsibirien Alces pfizenmayeri Zukowski vor. Trollt euch, Elche, damit ihr erhalten bleibt!

HIRSCH und WISENT *Zu den Aufnahmen auf Seiten 33/39–42*

Mit dem Elche nahe verwandt ist der prächtige Rothirsch, Cervus elaphus L. In den norddeutschen Landen ist er seit alten Zeiten ein Bewohner der mächtigen Forste gewesen, und bis in die Gegenwart hinein vermochte er sich, dank sorgfältiger und weidgerechter Pflege, zahlreich zu erhalten. Welch erhebenden Anblick bietet doch unser Bild des gegen 50 Exemplare zählenden, die Wasserfluten durcheilenden Hirschrudels! Vor der Herde rauscht das Wasser wie vor dem Bug eines Schiffes hoch, und selbst in der Flucht der Tiere offenbart sich ihre natürliche Anmut. Im einsamen Walde aber betont der einzelne kapitale Hirsch mit der stolzen Geweihkrone nachdrücklich das Gebot, das edle Tier zu schützen und zu hegen, ehe es zu spät ist.

Um das Jahr 1370 lebte der Wisent, Bos bonasus L., als die Waldform des Bisons noch in Pommern, im 15. Jahrhundert in Preußen, im 16. in Litauen, im 18. zwischen Tilsit und Labiau in Ostpreußen, wo das letzte Exemplar seiner Art erst im Jahre 1755 zur Strecke gebracht worden ist. Heute werden Wisente noch da und dort in Zoologischen Gärten und Wildparks gehegt.

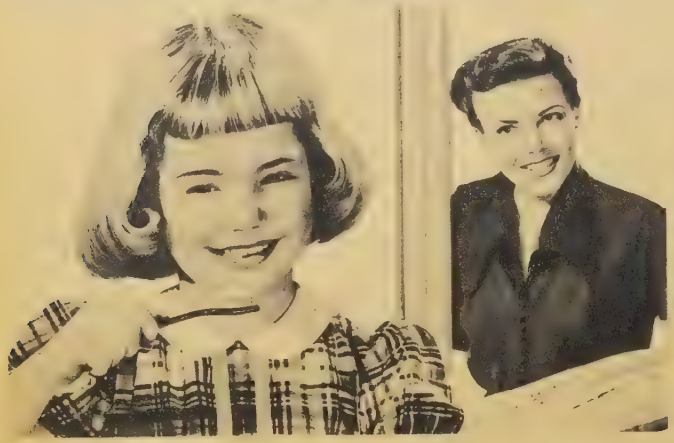
JEZLER
ECHT SILBER

Jezler Echt Silber wird seit 1822 hergestellt in der Silberwarenfabrik Jezler & Cie AG in Schaffhausen.
Es ist erhältlich nur in den guten Gold- und Silberwarengeschäften und trägt neben der Feingehaltszahl eine der beiden gesetzlichen Verantwortlichkeitsmarken (poinçons de maître) *oder* JEZLER

COLGATE ZAHNPASTA

hat den Beweis erbracht, dass das Reinigen der Zähne gleich nach den Mahlzeiten den

ZAHNZERFALL VERHINDERN HILFT!



Zweijährige Versuche führender amerikanischer Universitäten mit Colgate Zahnpasta beweisen, dass dem Zahnzerfall vorgebeugt werden kann!

Moderne Forschungen ergeben, dass der Zahnzerfall durch Säuren verursacht wird, welche gleich nach dem Essen am schädlichsten sind. Das anweisungsgemässe Bürsten der Zähne mit Colgate hilft, diese Säuren zu entfernen, bevor sie Schaden stiften können. Zudem erreicht der tiefdringende Colgate-Schaum die verborgensten Ritzen, in denen sich Speiserückstände festsetzen können.

Colgate Zahnpasta reinigt Ihre Zähne und läutert Ihren Atem. Sie enthält alle zu einer wirksamen Zahnpflege notwendigen Bestandteile, hat einen angenehmen Geschmack und ein grosses Reinigungs- und Schaumbildungsvermögen. Reizungen der Gewebe und des Zahnfleisches sind ausgeschlossen. Kein Zahnpflegemittel kann den Zahnzerfall *völlig* verhüten oder gar die Entwicklung schon bestehender Zahnhöhlungen verhindern. Erwiesen ist aber — mit Colgate —, dass das Reinigen der Zähne, sofort nach den Mahlzeiten, den Zahnzerfall wesentlich vermindern hilft.

Verwenden Sie immer Colgate zum Reinigen der Zähne und des Atems — und im Kampf gegen Zahnzerfall!

Normal-Tube Fr. 1.75
Spar-Tube Fr. 2.85
inkl. Wust.

Colgate-Palmolive A.-G., Talstr. 15, Zürich

Von RUDOLF PECHEL

Wie stark die Landschaft die Entwicklung eines Volkscharakters beeinflußt, braucht man gerade einem Schweizer nicht auseinanderzusetzen. Er weiß sehr genau, welche Vorzüge dem Schweizer Charakter zugewachsen sind durch das immer bedrohte Leben in den Bergen mit ihren Gefahren und ihrer Größe. — Die in diesem Heft veröffentlichten Bilder vermitteln in ihrer unwiderstehlichen Eindringlichkeit den Charakter der Landschaft, durch welche die Anwohner der Ostseeküste von Reval bis Lübeck ihre klare Prägung erhielten.

Die bestimmenden Elemente für die Menschen, die in den Ländern der Ostseeküste wohnen (mit besonderer Hervorhebung der Pommern und der Mecklenburger, die vielleicht diese Einwirkungen am unverfälschsten wiedergeben), sind das Meer, der Acker, die Seen und die Wälder. Die Naturverbundenheit und das echte Menschentum sind bei ihnen stärker bewahrt geblieben als bei anderen Stämmen. Das Ringen in harter Arbeit mit dem Boden und dem Wasser hat sie ruhig und bedächtig gemacht, zu einem fleißigen und kraftvollen Geschlecht, das lieber im Wirken als mit Worten sich äußert. Tüchtigkeit ohne Anspruch auf Anerkennung zeichnet sie aus, aber auch Verschlossenheit und Langsamkeit im Ueberlegen und im Preisgeben von Gefühlen. Aber unter dieser Decke walten chthonische Kräfte und nicht bewältigte Dämonie. Es gibt wohl nirgends auf der Welt so viele gewachsene und echte Originale wie in diesen Ländern, die wie andere Küsten- und Inselbewohner zum «spleen» neigen, wie er in Reinkultur grade ein — meiner Meinung nach auszeichnendes — Merkmal des Engländers ist. Denn jeder «spleen» ist ein Zeugnis für den Willen zur Bewahrung der Individualität, der freien Persönlichkeit gegenüber jedem staatlichen oder behördlichen Schema. Diese Leute haben Gemüt, ja sie haben Herz und echten Humor, versuchen aber immer, deren Aeußerungen unter scherzhafter und oft derber Verkleidung zu verbergen. Selbst ein so konsequenter Zyniker, wie Kurt Tucholsky es war, wird weich, wenn er von diesen Menschen spricht, und er nennt sie «eine Käfersammlung von Leuten, die alle nur einmal vorkommen». Sie haben die Güte des Herzens und eine stille Musikalität. Sie sind gutmütig, aber verhalten und stark im Zorn, wenn sie gereizt werden. Sie lieben das kräftige, derbe Leben in Arbeit und Genuß. Die Form des Genießens erinnerte manchmal an die Fressereien à la Gargantua. Sind doch Mecklenburg und Pommern die Länder der großen Braten und klassischen fetten Saucen! Ich habe nirgends sonst in Deutschland von den sogenannten «Zweckessen» gehört, bei denen der Vertilger der größten Quantität Sieger blieb — in meiner mecklenburgischen Vaterstadt einmal ein Rechtsanwalt mit einer ganzen gebratenen Gans und 27 Paar Würstchen!

Die Sprache: Wir lieben unsere hochdeutsche Sprache und arbeiten an ihrer Reinigung. Wir dürfen aber nicht verkennen, wieviel kraftvoller, klarer, einfacher und bildhafter das Plattdeutsche ist, dem wir die zartesten Liebesgedichte (Klaus Groth) und auch das vielleicht schönste Märchen verdanken, das die Brüder Grimm gesammelt haben: Von dem Fischer und siner Fru.

Anekdoten mögen die aufgestellten Behauptungen beweisen. Bei der Schwere dieser Menschen ist es kein Zufall, daß viele der Anekdoten unter dem Einfluß des Alkohols stehen. Die Menschen da oben sind deshalb keineswegs alle Säufer, aber ihnen fehlt durchweg nach Bismarcks Worten die halbe Flasche Sekt, um ihre wahren Gefühle ohne Scheu auszudrücken. Wenn es kein Sekt sein kann, nehmen sie auch den Doppelten Rostocker — «Köhm to fiev», «nördlichen» Grog und alle Sorten stärkeren Alkohols.

Ein Fischerehepaar sitzt an einem friedvollen Sonntagabend beim Sonnenuntergang vor seiner Kate und schaut auf das fast stille Meer. Nach langem Schweigen sagt die Frau: «Wie scheun is dat hüt.» Nach einer Stunde antwortet der Mann: «Dat markt man ock ohne to snacken (schwatzen).»

Eine in ganz Mecklenburg wohlbekannte Familie K., Rittergutsbesitzer, war ausgezeichnet durch hervorragende Tüchtigkeit in der Landwirtschaft, durch Freude an leiblichen Genüssen in fester und flüssiger Form und durch eine gottgesegnete Faulheit. Vater K. sitzt mit seinem Sohn Päuling an einem Sommernachmittag auf dem Hof

TRICOTS & JERSEYS
ALPINIT
RUEPP & CO. A.G.
SARMENSTORF
(SCHWEIZ)

Wenn Sie Erfolg haben wollen, müssen Sie Ihre Schönheitspflege richtig aufbauen. Make-up kann gefährlich sein. Bald werden Rückstände von Puder, Staub u. a. m. die feinen Poren und Hautkanälchen verstopfen, die Haut wird nicht mehr atmen können und wird entweder gereizt sein oder verwelken. Zuerst müssen Sie Ihre Haut befreien, die Poren reinigen, die Haut entspannen und anregen, damit sie sich aus eigener Kraft erneuern kann. Nur Anne French Cleansing Milk ist fein genug emulgiert um tief in die Haut eindringen zu können ... eine Wohltat, die Ihre Haut neu erblühen lässt.

Jeden Abend: Anne French Cleansing Milk als Porenreinigung - und Ihre Haut bleibt blütenrein. Tupfen Sie etwas Milch mit einem Wattebausch auf die Haut ... bald wird all das hervorkommen, was Ihrer Haut schadete! Anne French Skin Food, reich an Nährstoffen, regt während der Nacht die Unterhaut an, die die Haut erneuert. Fr. 3.75

Anne French Vanishing Cream schützt tagsüber die Haut und hält sie elastisch. Sie ist die ideale Puderunterlage. Fr. 2.20

Anne French Clay-Pack macht die Haut in wenigen Minuten so schön wie Sie es sich in gewissen Momenten wünschen, allein durch natürliche Anregung. Grosse Pack. Fr. 3.75 Kleine Pack. Fr. 2.70

Fangen Sie richtig an...

mit Anne French

Anne French, 5, Old Bond Street, London W. 1 Doetsch, Grether & Cie. A G., Basel

54

seines Gutes. Der Vater sagt: «Päuling, da kommt der Kuhnhahn (Puter).» Päuling: «Ja, Vadder.» Vater: «Der Kuhnhahn will drinken.» Päuling: «Ja, Vadder.» Vater: «Päuling, de Kuhnhahn geht to de Watertun (Wassertonne).» Päuling: «Ja, Vadder.» Vater: «Päuling, de Kuhnhahn kann rinfallen.» Päuling: «Ja, Vadder.» Vater: «Päuling, he is rinnefallen.» Päuling: «Ja, Vadder.» Vater: «Wenn ick nich to ful wier, dann hauk' di eene runner.»

Wir hatten in Mecklenburg zum Spott der ganzen Welt bis 1918 keine demokratische Verfassung. Die Nachteile dieses Zustands wurden aber ausgeglichen durch das mehr als patriarchalische Verhältnis jedes Mecklenburgers zu seinem Großherzog, wobei in Mecklenburg die zweite Silbe betont wurde. Dadurch wurden auf dem rein persönlichen Wege auch die schwierigsten Sachen ohne jedes Zeremoniell erledigt. Vater K. hatte eine Audienz beim Großherzog nachgesucht und erlangt. Beim Empfang glitt der sehr korpulente Herr auf dem ungewohnten Parkett aus. Großherzog Friedrich Franz II. versuchte, ihn zu stützen, aber Vater K. riß ihn mit auf den Boden und sagte dann: «Je, Königliche Hoheit, denn könen wi de Sak ock glich in' Sitten afmaken.» Und sie machten sie ab.

Ein bekannter Güstrower Advokat machte mit dem Männergesangverein Güstrow einen der üblichen Ausflüge nach der Nachbarstadt Sternberg. Zum Schluß, ehe sie sich von den Sternbergern trennten, hielt er eine Ansprache. Er hatte aber nicht nur tüchtig gesungen, auch dem Alkohol reichlich gehuldigt, und er begann: «Als wir heute morgen abfuhren, ahnten wir noch nicht... als wir heute morgen abfuhren, ahnten wir noch nicht... «Ein drittes Mal beginnt er, da ertönt eine Stimme: «wie besapen wier abends wieren.»

Auch die Kinder übernahmen unwillkürlich die spezifische Lebensform. In Rostock wohnte in einer zum Warnow-Ufer steil hinabführenden Straße Mutter Krullsch und litt sehr unter den in der Nachmittagsruhestunde auf der Straße spielenden Kindern, die mit dem Kullerwagen die abschüssige Straße herunterfuhren. Eines Tages gibt sie ihnen einen Schilling, damit sie es unterlassen. Einige Tage ist alles still, dann klopft es in der Schlafstube heftig an ihrem Fenster. «Mutter Krullsch, hier hest din'n Schilling wedder, wie könt nich mihr uthollen.»

Ein Mecklenburger Rittergutsbesitzer hieß Benduhn. Er stellte sich eines Abends auf dem Landtagsessen einem andern Herrn vor: «Benduhn.» Der andere, ihm auf die Schulter klopfend: «Makt nix. Ick ok en bäten.» Er hatte verstanden: «Ich bin duhn (betrunken).»

Die Kinder einer Mecklenburger Familie, deren Vater als Pfarrer im Elsaß tätig war, kamen im ersten Weltkrieg nach Plau in Mecklenburg und lernten schnell den dortigen Straßenjargon. Eines von ihnen kam zu seiner Mutter und meldete ihr: «Mudder, mien Büx is kaput.» Die Mutter: «Junge, so sagt man nicht, das heißt Hose.» Kurz darauf singen die Jungens: «Hört ihr, wie die Jäger mit den Hosen (Büchsen) knallen?»

Einige städtische Bürger ebenda unterhalten sich in der Bahn über einen zweckwidrigen Beschluß des Stadtmagistrats. Bei dieser Unterhaltung fährt die Bahn an einer kleinen Anhöhe (Ziesarberg) vorbei, und einer der Bürger bemerkt: «Wenn man de ganzen Kirls in eenen Sack stoppen wür, und denn let man den Sack den Barg 'runnertrünneln, und denn makt man den Sack wedder upp, und denn langt man sich den böbelsten Kirl wedder rute: Denn so is dat ümmer een Schapskopp.»

Ein Dienstmädchen vom Lande in einem sogenannten feinen Hause bringt die Krammetsvögel ausgenommen auf den Tisch und wird belehrt, daß diese Vögel unausgenommen im Ganzen gegessen würden. Daraufhin bringt sie bei der nächsten Einladung eine völlig unausgenommene Gans auf den Tisch. Nachdem man sie gerüffelt hat, sagt sie in überlegener Resignation: «De riken Lüd sünd doch to komisch. Männigmal freeten se de Vögels mit dat Schiet und männigmal ohne.»

In der Elektrischen bietet ein Arbeiter bei der Heimfahrt von der Arbeit einer feingekleideten Dame seinen Platz an. Sie setzt sich, ohne zu danken, und äußert erzürnt: «Pfui, wie heiß!» Darauf der Arbeiter: «Se könen nich verlangen, dat ick mi Ihrentwegen een Isbüdel (Eisbeutel) in der Büx legg.»

MERCEDES-BENZ

Typ 170 S

Ein Gefühl von Stolz und Freude erfüllt jeden, der zum erstenmal am Steuer dieses Wagens sitzt. Im vornehmen Stil seiner äußeren Gestaltung, im erlesenen Geschmack seiner Ausstattung, in der vollendeten Harmonie von Leistung und Fahreigenschaften hat Mercedes-Benz mit dem Zweisitzer-A-Cabriolet wieder ein Meisterwerk der Automobilkunst geschaffen

ÄLTESTE AUTOMOBILFABRIK DER WELT

GENERALVERTRETUNG FÜR DIE SCHWEIZ:

MERCEDES-BENZ AUTOMOBIL AG.

ZÜRICH	BASEL	BERN	GENF
Badenerstr. 119	Nauenstr. 3	Dammweg 5	13, rue des Eaux-vives

OFFIZIELLE VERTRETER:

Aigle/Vaud	F. Lanz, Garage, route Ollon
Biel	Hans Besch, Central-Garage, Murtenstr. 14
Davos/Graubünden	Gebr. Grüger, Central- u. Parsenn-Garage
La Chaux-de-Fonds	Paul Ruckstuhl, Garage, rue L. Robert 21a,
Lausanne	Garage de la Gare S. A., place de la Gare
Lugano	N. Descagni-Ferrari, Garage, via Cantonale
Luzern	Garage Ottiger AG., Haldenstr. 14
Neuchâtel	E. Bauder, Automobiles, Clos Brochet 1
Olten	Frey & von Felbert, Ring-Garage
Schaffhausen	Fritz Hübscher, Rhein-Garage
Solothurn-West	Ernst Schnetz, Central-Garage
St. Gallen	Gartenhof-Garage Giacomo Mantovani & Co., Gartenstr. 3
Thun	W. de Berti, Garage, Kasernenstr. 3
Wettingen-Baden	F. Knibiehler, Garage Langenstein
Winterthur	Hugo Erb jun., Zürcherstr. 62

Der Weg zu einem schönen Heim führt über Simmen!

Bücherei, 3-teilig, in Nußbaum. Barschrank mit hellem Lederbezug.

Arbeitsplatz des Herrn, am Fenster des Wohnzimmers.

Büro des Chefs, mit Schreibtisch und Konferenztisch.

Simmen

BRUGG, Tel 41711 / ZÜRICH, Uraniastr. 40, Tel. 25 69 90
LAUSANNE, Rue de Bourg 47, Tel. 22 29 92

SIM MEN

Einem stark unter Alkohol stehenden Pommern, der an sehr ungewohntem Platze in Schlaf gesunken war, wird von einem ihn aufweckenden Bekannten gesagt: «Fründing, du büst woll duhn hüt.» Er antwortet: «Je, duhn bin ick woll, äwer dat vergeiht. Aewer du büst dämlich, un dat bliwwt!»

Daß die Bedächtigkeit und Besinnlichkeit zwar nicht das ganze Volk vor dem Reinfall auf Hitler bewahrt hat, aber daß einzelne völlig unbeeinflußt blieben, möge am Schluß eine wahre Anekdote erweisen.

Daß bei den großen Hitler-Manövern in Mecklenburg die Jugend das militärische Schauspiel wie in aller Welt genoß und Hitler und seinen Generälen auch in den Dörfern zujubelte, ist kein Sonderfall. Die Eltern aber reagierten anders. Als ein General mit seinem Auto langsam durch ein Dorf fuhr, wo die Jugend sich um das Auto drängte, hörte er aus einem Hofe jämmerliches Kindergeschrei. Er ließ halten und schickte seinen Adjutanten in das Haus, um die Ursache des Geschreis feststellen zu lassen. Der Leutnant fand die Mutter bei der Züchtigung ihres Söhnchens. Er versuchte, dem Einhalt zu gebieten, mit dem einzigen Erfolg, daß die Bauersfrau ihm erklärte, das ginge ihn gar nichts an und wenn er sich nicht entferne, so würde er auch etwas abbekommen von den Schlägen. Darauf wurde er schneidig und berief sich auf seinen General. Er erhielt die folgende klassische Antwort: «Wenn Sei dat denn absolut weiten möten von wegen Ehren General, denn seggens em man: Dat verfluchtige Aas, den ganzen Dag an de Strat stahn un ‚Heil Hitler' raupen, dat kühn hei, äwer ‚A-A' seggen, dat kreig hei nich farig!»

Das war einmal. Heute sind die Großgrundbesitzer enteignet und dieses ganze Land liegt an der Ostsee von Reval bis Lübeck unter der sowjetrussischen Knute. Jeder, der nach der Eigenart dieser Stämme, nach dem Ausdruck seiner Persönlichkeit ringt, endet entweder in einem sogenannten Konzentrationslager oder im Uran-Bergbau oder flieht nach dem Westen. Unsere Hoffnung beruht nur darauf, daß auch hier die ewige Gottesnatur über den irregeleiteten Menschen und seine satanischen Ideologien siegen und der Persönlichkeit des freien Menschen wieder zu ihrem Recht verhelfen wird.

VINETA *Eine Volkssage*

Etwa eine Viertelmeile vom Streckelberg, einem Vorgebirge der Insel Usedom, nicht weit vom Dorfe Zinnowitz, hat vor vielen, vielen Jahren eine mächtige Stadt gestanden, welche Vineta hieß. Sie war ungeheuer reich. Rings um sie herum lief eine hohe Mauer mit drei prächtigen Toren, welche ganz aus Silber und Gold waren und viele herrliche Bildwerke auf ihrer Oberfläche trugen.

So reich diese Stadt aber war, so gottlos waren ihre Einwohner. Obgleich viele Kirchen in Vineta standen, so waren doch des Sonntags die Prediger immer allein in den weiten Räumen, weil es niemand mehr für nötig hielt, zum Gottesdienst zu gehen. Kleine Löcher und Ritzen in den Wänden verstopften die frevelhaften Leute mit Brot, ihre Kinder wischten sie aus reinem Uebermut mit zartem Semmelkrum, die Schweine ließen sie aus goldenen Trögen fressen, und selbst die waren ihnen noch nicht gut genug.

Endlich wurde es dem lieben Gott zuviel und er beschloß, Vineta untergehen zu lassen. An einem schönen Sommertag erhob sich plötzlich ein großes Wetter, die Erde tat sich auf, die Wellen brachen über die Stadt herein und begruben allen Reichtum und alle Pracht mitsamt den Einwohnern für immer in ihrem salzigen Wasser. Nur ein einziger frommer Mann setzte sich auf sein schnelles Pferd und eilte davon. Die Wogen stürzten hinter ihm her, allein er entkam glücklich nach Koserow, und da war er gerettet. Sein Pferd aber brach auch sogleich tot unter ihm zusammen.

So ist Vineta untergegangen. Aber alljährlich am Ostermorgen erhebt es sich aus der Flut und tanzt freudig über den Wogen. Andere sagen, wenn man sonntags um die Mittagstunde in einem Boot über diese Stelle fahre, so könne man noch heute die Straßen und die schönen Kirchen tief unten auf dem Meeresgrunde liegen sehen.

Nach Ulrich Jahn: Volkssagen aus Pommern und Rügen. Berlin 1889

Löw-Bottier

Elegante Herbstmodelle aus feinen, weichen Materialien in Chamois und Reptil. Auserwählte Paßformen, gepflegte Modelle

Gut bedient im

SCHUHHAUS LÖW-PROTHOS

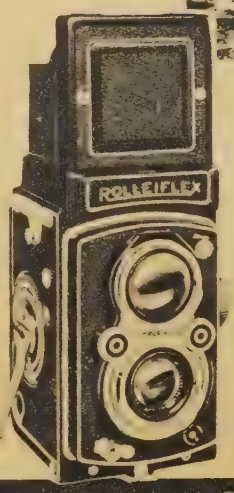
Baden	*Basel*	*Bern*	*Genève*	
Bruggerstrasse 12	Gerbergasse/Falknerstr 12	Neuengasse 28	1, Place du Lac	
Lausanne	*Luzern*	*Olten*	*St. Gallen*	*Thun*
29, Rue de Bourg	Weggisgasse 26	Kirchgasse 3	Neugasse 5	Bälliz 32
Weinfelden	*Zürich*	*Zürich*	*Zürich*	
Lindenhof/Marktplatz	Central, Limmatquai 112	Linthescherg./Usterstr.	z. Thalhof, Pelikanplatz 15	

423

Cordähnlicher Wolljersey,
betont modische Linie.
Verlangen Sie in guten
Geschäften ausdrücklich YALA.

Fabrikanten: JAKOB LAIB & CO., TRICOTFABRIK, AMRISWIL

Erinnerungen



an herrliche Ferientage, in unvergleichlich schöner Gegend, weckt dieses stimmungsvolle Bild.
Wünschen Sie auch solch auserlesene Aufnahmen Ihrer eigenen Erlebnisse zu besitzen? Das lässt sich machen! Photo um Photo wird zur Meisterleistung dank

Rolleiflex
und
Rolleicord

In diesen Apparaten ist Tradition und technischer Fortschritt glücklich vereint.
Lassen Sie sich die Rollei-Modelle im guten Photogeschäft zeigen.

Generalvertretung für die Schweiz:

FILMO A.G. ZÜRICH LÖWENSTR. 11 TEL. 051 256175

Fiat 1400

Generalvertretung für die Schweiz
SACAF, ROUTE DE LYON 108, GENF
Vertreter und Untervertreter in allen Städten
und größeren Ortschaften

Menschen und Schiffe auf der Oder

Von THEODOR FONTANE

Saßen all auf dem Verdecke,
Glocken klangen, alte Zeit,
Und der Himmel wurde blauer
Und die Seele wurde weit.

Zwischen Frankfurt und Stettin ist während der Sommermonate ein ziemlich reger Dampfschiffverkehr. Schleppschiffe und Passagierboote gehen auf und ab, und die Rauchsäulen der Schlote ziehen ihren Schattenstrich über die Segel der Oderkähne hin, die oft in ganzen Geschwadern diese Fahrt machen.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Schleppdampfer. Handelt es sich darum, eine wertvolle Ladung in kürzester Frist stromauf zu schaffen, so wird ein Schleppschiff als Vorspann genommen und in vierundzwanzig Stunden ist erreicht, was sonst vielleicht vierzehn Tage gedauert hätte. Ihre eigentlichen Triumphe aber feiern diese Schleppschiffe, wenn sie, wie von ungefähr, plötzlich inmitten einer kritisch gewordenen Situation erscheinen und durch ihre bloße Erscheinung die Herzen der geängstigten Schiffer wieder mit Hoffnung erfüllen. Sie sind dann, was der Führer für den Verirrten, was der Zuzug für die Geschlagenen ist und beherrschen natürlich die Situation. Diese Situation ist fast immer dieselbe: entweder hat der Rettung erwartende Kahn sich festgefahren und müht umsonst sich ab, wieder flott zu werden, oder aber er ist in ein mit Flößen verfahrenes Defilee geraten, so daß jeden Augenblick ein Zusammenstoß zu gewärtigen steht. Im ersteren Falle handelt es sich um Kraft, im anderen Falle um Geschick und Schnelligkeit, um das Bedenkliche der Lage zu überwinden, und der Schleppdampfer ist in der glücklichen Verfassung, beides, je nach Bedürfnis, bieten zu können. Aber freilich — gegen Zahlung. Nun beginnen die tragikomischsten Unterhaltungen, die man sich denken kann. Sie werden vom Kajütendach des Oderkahns einerseits, andererseits vom Radkasten des Dampfers aus geführt. Der geängstigte Schiffer hebt zunächst einfach seine Hand in die Höh', alle fünf Finger deutungsreich ausspreizend. Der Mann auf dem Radkasten schlägt eine verächtliche Lache auf und donnert seinen Befehl zu größerer Eile in den Maschinenraum hinunter, bis das bittende «Hallo» des Schiffers ihn wieder zu einem Stopp bestimmt. Der Schiffer hebt jetzt seine Hand mit den gespreizten Fingern zweimal in die Luft. Dasselbe Lachen als Antwort. So geht es weiter, bis der Kahnführer, der namentlich, wenn er zwischen Holzflößen steckt, seinen Ruin vor Augen sieht, die Summe bewilligt, die der Kapitän des Dampfers zu fordern für gut befindet. Diese Forderungen wechseln, da der letztere, mit scharfem Auge, je nach dem Grad der Gefahr, auch die Taxe bestimmt. Es kommt vor, daß der geängstigte Schiffer seine fünf Finger zehnmal erheben, das heißt also seine Befreiung aus dem verfahrenen Defilee mit fünfzig Talern preußisch bezahlen muß.

Die Schleppdampfer, wie hieraus genugsam erhellen wird, spielen also auf der Oderstrecke, die sie befahren, die Doppelrolle des Retters und des Tyrannen, und im Einklang mit dieser Doppelrolle ist auch die Empfindung, mit der sie seitens der Schiffer betrachtet werden. Man liebt sie oder haßt sie. Alles, je nachdem die Gefahr im Anzuge oder glücklich überwunden ist. Die am Horizont heraufdämmernde oder wieder verschwindende Dampfsäule wird erst als Hoffnungsbanner begrüßt, dann als abziehende Piratenflagge verwünscht. Dazwischen liegt die Rettung. Nichts ist kürzer als Dank. Die Kapitäne wissen das; aber als praktische Männer kennen sie keine Empfindelei und halten sich schadlos beim nächsten Fall. Sie haben zudem die ruhige Ueberlegenheit der herrschenden Kaste.

Die Schiffer blicken, wie wir gesehen haben, mit geteilter Empfindung auf den Schleppdampfer — nicht so die Floßführer. Diese geben sich ungeschwächt einer einzigen Empfindung, und zwar ihrem polnischen oder böhmisch-oberschlesischen Hasse hin. Sie können es wagen. Das Floß, das an manchen Stellen die halbe Breite der Oder deckt, kann wohl den Schleppschiffen, aber das Schleppschiff kann nie und nimmer dem Floße gefährlich werden. Wenigstens nicht ernstlich. Es liegt also kein Grund vor, weshalb sie mit ihrer Abneigung hinter dem Berge halten sollten. Und zu dieser Abneigung ermangelt es nicht an triftigen Gründen. Die Schleppdamp-

Unnachahmlich reizvoll und auf eine besondere Art bezaubernd –

Farina

das wirklich echte Eau de Cologne des Johann Maria Farina (1685 1766), das ein wenig vom Charme jener glücklichen Zeit vor 250 Jahren auf den modernen Menschen überträgt. Kaum ein anderer Duft drückt so wie dieser Frische und Gepflegtheit aus. Dieses Eau de Cologne heisst:

Farina mit der roten Marke

Dorotsch, Grether & Cie. A.G., Basel

Glasklarer hermetischer Pfropfen

Geruchlos, leicht, immer sauber

Metallausguss schützt den Hals

Sauberes Ausgiessen

Aluminiumhülle, nahtlos, rostfrei. Einsatz aus DUREX-Hartglas. Gutschein für eine Gratisreparatur bei Bruch des Glases

Fabrikant:
Standardwerke AG.
Dietikon-Zch.

Verkauf in allen Haushaltgeschäften

Bergkirsch Gut Mädikon

Aus kleinen schwarzen Bergkirschen in eigener Brennerei sorgfältig destilliert; ein Qualitätsprodukt für Liebhaber

Weinhandlung BAUR AU LAC, ZÜRICH

Börsenstraße, Telephon 23 63 60

Albert Ryf
Parfum-Bar

Parfumerie Coiffure et Beauté

ZÜRICH, Nüschelerstraße, neben Studio 4
Telefon 23 55 29

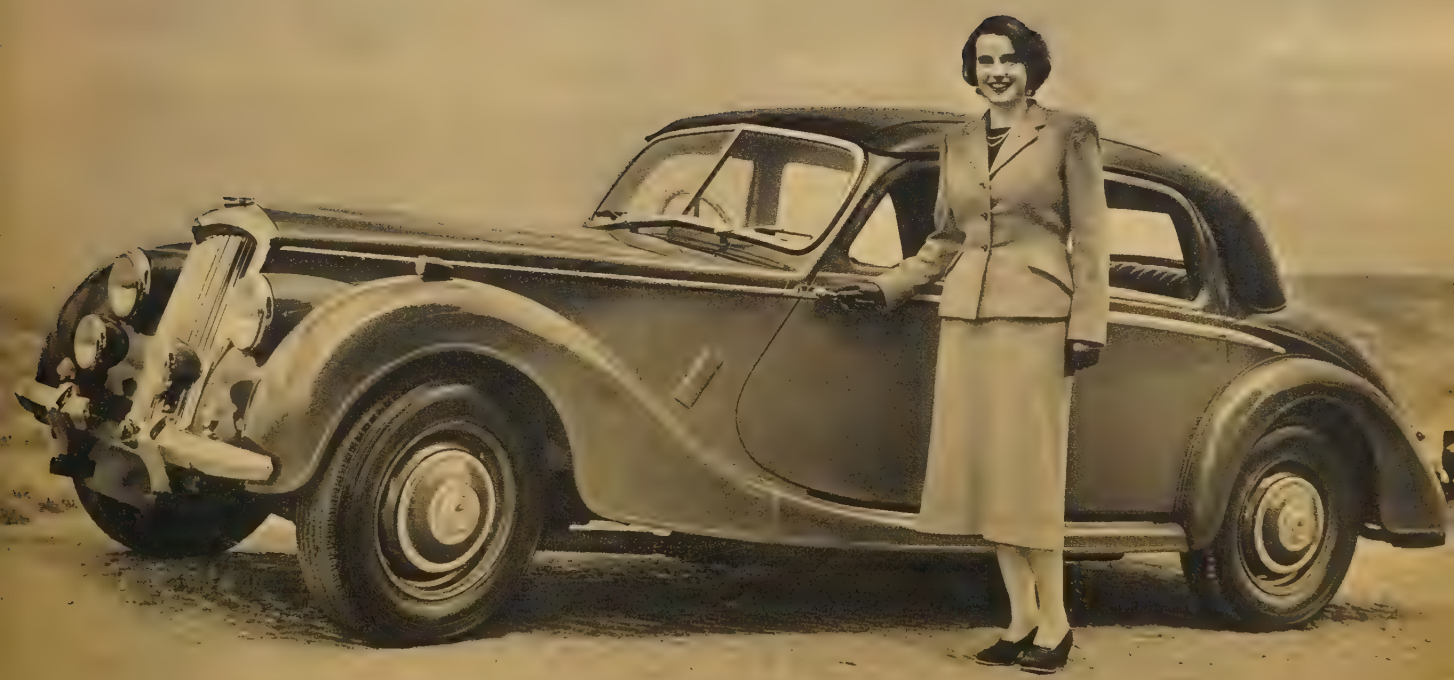
LUZERN, im Haus zum Schwanen
Telefon 2 81 40

Uster

Strümpfe hoher Qualität

Alle guten Spezialgeschäfte überreichen Ihnen gerne den Uster-Strumpfprospekt 1950 oder wenden Sie sich an die Wirkerei A.G. Uster Zürich-Enge

Riley



NUFFIELD PRODUCTS

Generalvertretung für die deutsche und italienische Schweiz:
(ohne Kanton Bern)

J. H. KELLER AG. ZÜRICH

Bahnhofstraße 1

Tel. 051 / 25 66 58

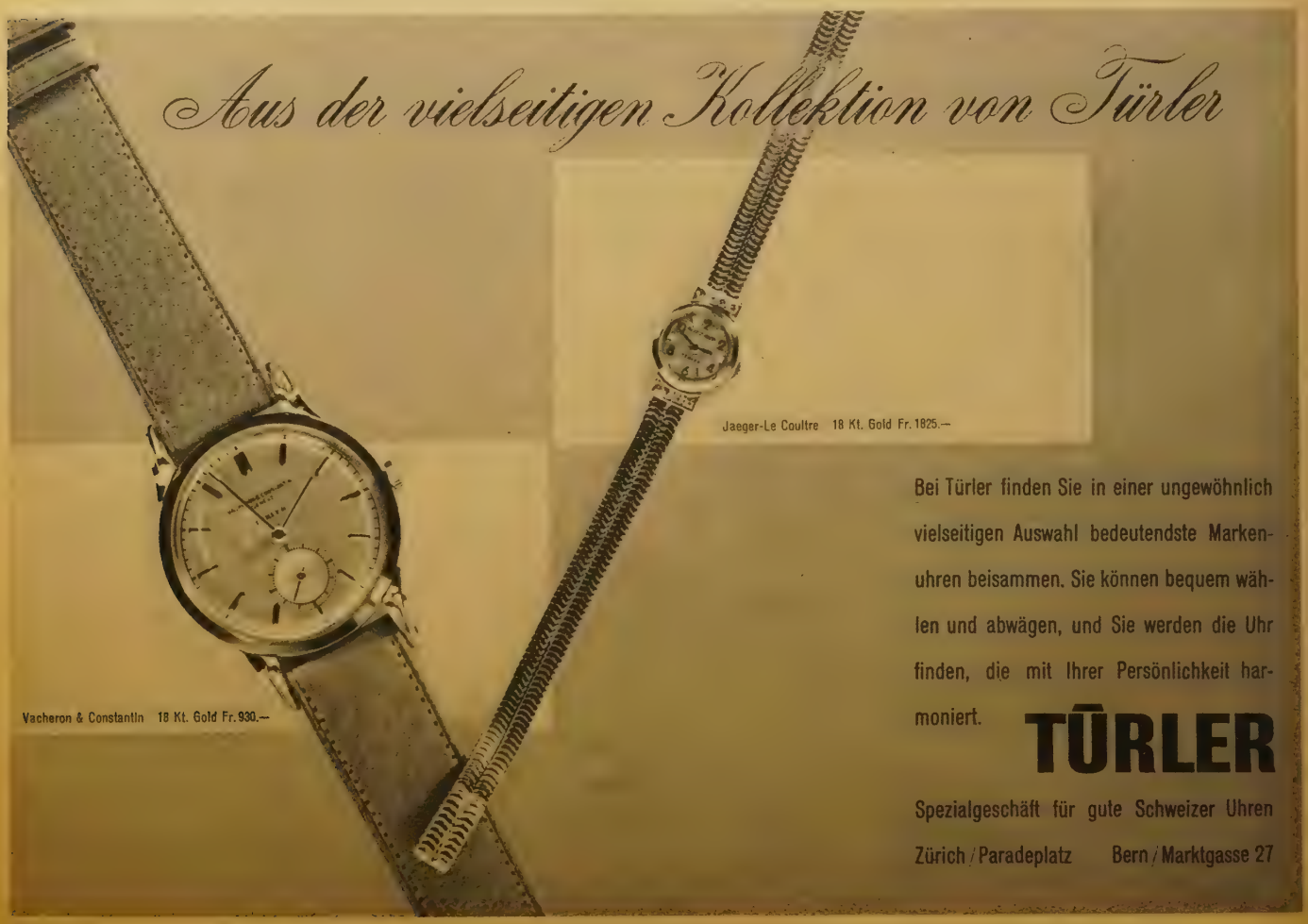
fer nämlich, weil sie den Flößen in Wahrheit weder nützen noch schaden können, begnügen sich damit, die reizbare slawische Natur zu nörgeln und zu ärgern. Wie Reiter, die lustig durch einen Tümpel jagen, alles, was in der Nähe ist, nach rechts und links hin mit Wasser und Schlamm bespritzen, so jagen hier die Dampfer an dem schwerfällig zur Seite liegenden Floß vorüber und unterhalten sich damit, das Floß unter Wasser zu setzen. Die zur Seite gedrückte Welle eilt, immer höher werdend, auf das Floß zu; jetzt trifft sie den ersten Balken und spritzt hoch auf. Aber nicht genug damit; die Hälfte der Welle gleitet unter dem Floß hin fort und überall da, wo eine Lücke sich bietet, nach oben tretend, setzt sie, an sechs, acht Stellen zugleich, das Floß unter Wasser. Nun sollte man glauben, die Flößer müßten gleichgültig sein gegen ein solches Fußbad; aber, als wär' es Feuer, sieht man jetzt die Besatzung des Floßes auf den Bäumen und Querbalken hin und her springen, als gält' es, vor ihrem bittersten Feinde zu fliehen. Diese Zickzacksprünge nehmen sich ebenso komisch wie malerisch aus.

Die Gesamtökonomie eines solchen Floßes besteht aus zwei gleich wichtigen Teilen, aus einem Kochplatz und einem Aufbewahrungsplatz, oder aus Küche und Kammer. Beide sind von gleich einfacher Konstruktion. Der Kochplatz, der Herd, besteht aus ein paar Dutzend Rasenstücken, die morgens am Ufer frisch abgestochen und wie Mauersteine neben- und aufeinandergelegt wurden. An jedem Morgen entsteht ein neuer Herd. Den alten Herdstellen aber gönnt man ihren alten Platz, und benutzt sie entweder als Inseln, wenn die Wellen kommen, oder nimmt sie auch wohl, nach einigen Tagen, als Herdstelle wieder auf. Auf diesem improvisierten Herde wird nun gekocht, was sich malerisch genug ausnimmt, besonders um die Abendstunde, wenn die Feuer wie Irrlichter auf dem Wasser zu tanzen scheinen. Ebenso wichtig wie der Kochplatz ist der Aufbewahrungsplatz. Seine Konstruktion ist von noch größerer Einfachheit und besteht aus einem halbausgebreiteten Bündel Heu. Auf dieser Heuschicht liegen die Röcke, Jacken, Stiefel der Floßleute, und ausgerüstet mit diesen primitivsten Formen einer Küche und Kammer, machen die Flößer ihre oft wochenlange Reise.

Nach dieser Beschreibung wird es jedem klar sein, was eine solche Dampfschiffsneckerei für die Floßleute zu bedeuten hat. Jede aus den Lücken des Floßes hervorbrodelnde Welle spült nicht bloß über die Füße der Betroffenen hin, sondern schädigt sie auch wirklich an ihrem Hab und Gut, als handle es sich um eine Ueberschwemmung im kleinen. Hier fährt das Wasser zischend in das Herdfeuer und löscht es aus, dort hebt es das Heubündel, samt seinen Garderobestücken, von unten her in die Höhe und tränkt es entweder mit Wasser oder schwemmt es gar hinweg. Das weckt dann freilich Stimmungen, die der Vorstellung von einer wachsenden «Fraternität» des Menschengeschlechtes völlig Hohn sprechen und zu Unterhaltungen führen, von denen es das beste ist, daß sie im Winde verklingen.

So viel von den Schleppschiffen. Von geringerer Bedeutung sind die Passagierboote, die übrigens, wie sich von selbst versteht, gelegentlich die Rolle tauschen und auch ihrerseits als «Retter» und «Tyrannen» ganz in der oben geschilderten Weise debütieren.

Die Passagierboote gehen von Frankfurt aus zweimal wöchentlich, Mittwoch und Sonnabend, und machen die Fahrt nach Küstrin in zwei, nach Schwedt in acht, nach Stettin in zehn Stunden. Die Benutzung erfolgt mehr stationsweise und auf kleineren Strecken als für die ganze Tour. Schon deshalb, weil die Eisenbahnverbindung die Reisenden eher und sicherer ans Ziel führt. Eher unter allen Umständen, und zwar um so mehr, als es bei niedrigem Wasserstande vorkommt, daß die Fahrt auf Stunden unterbrochen oder gar wohl ganz eingestellt werden muß. Die Regulierung des Oderbetts, ein in den Zeitungen stehend gewordener Artikel, würde diesem Uebelstande vielleicht abhelfen und eine Konkurrenz der Dampfschiffe mit der Eisenbahn möglich machen. Damit hat es aber noch gute Wege, Flußregulierungen sind nicht unsre starke Seite, und so werden sich die beiden Passagierboote, die jetzt das Bedürfnis decken, noch längere Zeit mit dem Publikum behelfen müssen, das jetzt zu ihnen hält. Dies Publikum, wenn auch nicht zahlreich, ist immerhin mannigfach genug. Tagelöhner, die auf die Güter, Handwerker, die zu Markte ziehen, dazu Kaufleute und Gutsbesitzer, auch gelegentlich Bade-



NUBER

Der gute Büstenhalter ist keine modische Beigabe, sondern Träger und Erhalter zeitlos schöner Formen — so der weltbekannte

GOTHIC
Cordtex

GOTHIC paßt sich Ihrer Eigenart an. Seine umfassende Paßform und die schmiegsame *Cordtex*-Gewebe-Stütze begünstigen die natürliche Entwicklung der Büste und formen sie zu klassisch-schöner Linie. Kein Wunder, daß immer mehr Frauen GOTHIC verlangen — er ist kaum spürbar im Tragen, aber sichtbar in der Wirkung! Heute ist wieder die ganze GOTHIC-Serie erhältlich — eine gute Gelegenheit für Sie, seine gerühmten Eigenschaften zu erproben.

Das Prinzip der schönen Figur: GOTHIC führt fünf *Büsten*größen — klein, junior, mittel, mitteltief, voll — und jede in allen *Umfang*größen. So paßt sich GOTHIC der Grundform jeder Büste an und stützt und formt sie zwanglos zur bewunderten GOTHIC-Silhouette. Wer einmal GOTHIC trägt, sagt wie die Amerikanerin:

GOTHIC for ever — nur noch GOTHIC

Jedes Fachgeschäft besorgt Ihnen GOTHIC gerne. Die Liste der Depositäre und einen aufklärenden Prospekt erhalten Sie durch die Lizenzherstellerin: KORSETTFABRIK AG, ST. GALLEN

MARCHANT

DA MARCHANT-RECHENMASCHINEN IN WENIGER ZEIT MEHR RICHTIGE RESULTATE LIEFERN, DABEI ABER NICHT MEHR KOSTEN, HABEN SICH SCHON TAUSENDE VON SCHWEIZER FIRMEN FÜR DIESES SYSTEM ENTSCHIEDEN. VERLANGEN SIE UNVERBINDLICH EINE GRATIS-PROBEMASCHINE.

MARCHANT

Figuremaster

AMERICA'S FIRST CALCULATOR

SCHWEIZ. GENERALVERTRETUNG RENÉ FAIGLE, ZÜRICH
Schulstraße 37, Tel. (051) 46 43 73

CARESSE · BRIDGE · CUIR · CLASSIC · LAVANDE

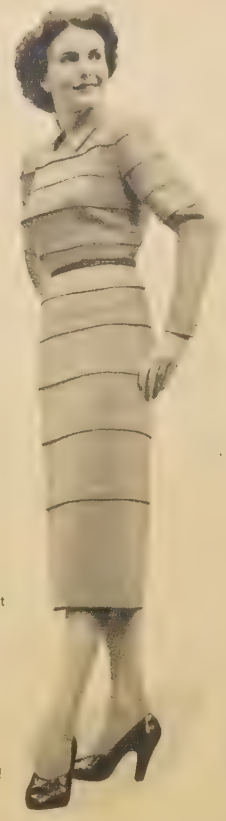
«Balade du Soir»

Dr. VIELI BERNE

Fr. 1.45 — 26.50

Robes Médaillon

Führend in jeder Preislage



Sehr elegantes Kleid aus elefantengrauem Tuch-Jersey, mit reicher Querfaltenarbeit und rotem Gürtelvorderteil.

Modell 4723 Fr. 118.- + Wust

. . . und dazu mottenecht durch Mitin!

In vielen guten Geschäften erhältlich; wo nicht, Bezugsquellennachweis durch den Fabrikanten: KIENE + MERZ A.G., KREUZLINGEN

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR

Neuerscheinungen

MACHADO DE ASSIS

Roman
Aus dem Portugiesischen übertragen und herausgegeben von Wolfgang Kayser
445 Seiten
Ganzleinen Fr. 8.80

Die nachträglichen Memoiren des Bras Cubas

Der Roman des Brasilianers Machado de Assis (1839-1908), der hier erstmals in deutscher Sprache vorliegt, bedeutet eine wahre Entdeckung. Eine hohe Kunst des Sagens und Verschweigens paart sich mit einer erzählerischen Spannkraft, die auf keiner Seite dieses eigenartigen Buches nachläßt.

ALEKSIS KIVI

Roman
Aus dem Finnischen übersetzt von Edzard Schaper
Nachwort von V. A. Koskenniemi
520 Seiten
Ganzleinen Fr. 9.90

Die sieben Brüder

Das Hauptwerk von Finnlands bedeutendstem Dichter, Aleksis Kivi (1834-1872), ein Epos von geradezu homerischer Kraft und Urwüchsigkeit, in einer hervorragenden Neuübertragung dargeboten.

MANESSE VERLAG · CONZETT & HUBER, ZÜRICH

reisende, besonders solche, die in den schlesischen Bädern waren. Nur eine Klasse fehlt, der man sonst wohl auf den Flußdampfern unserer Heimat, besonders im Westen und Süden, zu begegnen pflegt: der Tourist von Fach, der eigentliche Reisende, der keinen andern Zweck verfolgt, als Land und Leute kennenzulernen.

Dieser «Eigentliche» fehlt noch, aber er wird nicht immer fehlen; denn ohne das unfruchtbare und mißliche Gebiet der Vergleiche betreten zu wollen, so sei doch das eine hier versichert, daß an den Ufern der Oder hin allerlei Städte und reiche Dörfer liegen, die wohl zum Besuche einladen können, und daß, wenn Sage und Legende auch schweigen, die Geschichte um so lauter und vernehmbarer an dieser Stelle spricht. — Sehen wir selbst.

Es ist Sonnabend um fünf Uhr morgens. An dem breiten Quai der alten Stadt Frankfurt, hohen Häusern und Kirchen zur Seite liegt der Dampfer und hustet und prustet. Es ist höchste Zeit. Kaum sind wir an Bord, so wird auch das Brett schon eingezogen und der Dampfer löst sich leicht vom Ufer ab und schaufelt stromabwärts. Zur Linken verschwindet die Stadt im Morgennebel.

Der Morgen ist frisch; der Wind, ein leiser, aber scharfer Nordost, kommt uns entgegen, und wir suchen den Platz am Schornstein auf, der Wärme gewährt und zugleich Deckung gegen den Wind. Es ist nicht leicht, ein gutes Unterkommen zu finden, denn bereits vor uns hat ein Gipsfigurenhändler, mit seinem Brett voll Puppen, an eben dieser Stelle Platz genommen. Er ist aber umgänglich, rückt sein Brett beiseite und wartet auf Unterhaltung. Das Puppenbrett bietet den besten Anknüpfungspunkt. König und Königin; Amor und Psyche; Goethe, Schiller, Lessing; drei «betende Knaben» und zwei Windhunde, außerdem, alle andern überragend, eine Aurora und eine Flora bilden die Besatzung des Brettes. Der Aurora sind ihre beiden Flügel, der Flora das Bukett genommen; beides, Bukett und Flügel, liegen, wie abgelegter Schmuck, zu Füßen der Figuren.

«Was geht denn so am besten?» eröffne ich die Konversation.

«Ja, das ist schwer zu sagen, mein Herr», erwidert der Figurenmann (der sich durch das hierlands selten gebrauchte «mein Herr» sofort als ein Mann von gewissen «Allüren» einführt), «es richtet sich nach der Gegend.»

«Ich dachte König und Königin.»

«Versteht sich, versteht sich», unterbricht er mich lebhaft, als sei er mißverstanden, «Königliches Haus und Goethe-Schiller immer voran. Selbstverständlich.» —

«Aber außerdem?»

«Ja, das war es eben, mein Herr. Hier herüber — und dabei deutete er nach rechts hin, in die Sandgegenden der Neumark hinein — hier herüber verkauf' ich wenig oder nichts, nur dann und wann einen ‚betenden Knaben'. Ich könnte von meinem Standpunkt aus sagen — und dabei überflog ein feines Lächeln sein Gesicht —, wo der gute Boden aufhört, da fängt der ‚betende Knabe' an.»

Wir standen nun auf und traten an die Schiffswandung. Er sah, daß ich einen Blick in die Landschaft tun wollte, und wartete, bis ich die Unterhaltung wieder aufnehmen würde.

Das linke Oderufer ist hüglig und malerisch, das rechte flach und reizlos. Der eigentliche Uferrand ist aber auch hier steil und abschüssig und die Wandung mit Weidengebüsch besetzt. Inzwischen ist es heller geworden, die Nebel haben der Sonne Platz gemacht, und mit dem Sonnenschein zugleich dringen, von rechts her, Glockenklänge zu uns herüber. Dorf und Kirche aber sind nicht sichtbar. Ich horche eine Weile; dann wend' ich mich zu meinem Nachbar und frage: «Wo klingt das her?»

«Das ist die Siebenzentnerige von Groß-Rade — mein besonderer Liebling.»

«Was tausend», fahr' ich fort, «kennen Sie die Glocken hier herum so genau?»

«Ja, mein Herr, ich kenne sie alle. Viele davon sind meine eignen Kinder, und hat man selber erst Kinder, so kümmert man sich auch um die Kinder anderer Leute.»

«Wie das? haben Sie denn die Glocken gegossen? sind Sie Gürtler oder Glockengießer? Oder sind Sie's gewesen?»

«Ach, mein Herr, ich bin sehr vieles gewesen: Tischler, Korbmacher, dazwischen Soldat, dann Former, dann Glockengießer; nun gieß' ich Gips. Es hat mir alles nicht recht gefallen, aber das Glockengießen ist schön.»

«Da wundert's mich doppelt, daß Sie vom Erz auf den Gips gekommen sind.» *Fortsetzung Seite 66*

UNIVERSITÉ DE NEUCHÂTEL

FACULTÉ DES LETTRES

avec Séminaire de français moderne pour étudiants de langue étrangère

Juillet-août : Cours de vacances

FACULTÉ DES SCIENCES

avec enseignement préparant aux divers types de licence, au diplôme d'ingénieur-chimiste, d'ingénieur-horloger, au doctorat ès sciences, ainsi qu'aux premiers examens fédéraux de médecine, pharmacie, art dentaire et art vétérinaire

FACULTÉ DE DROIT

avec section des sciences commerciales, économiques et sociales

FACULTÉ DE THÉOLOGIE

Se renseigner au Secrétariat
Tél. 5 11 92

Labitzke
Farben

LACKE • DRUCKFARBEN

G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN

SEIT 1917

Echo

QUALITÄTSARBEIT

Kaufen Sie ECHO-MÖBEL für Ihr Büro und Ihr Herrenzimmer

BEZUGSQUELLEN-NACHWEIS:

Ernst & Cie., Möbelfabrik
Holziken Aargau
Tel. (064) 5 12 94

HELUAN

Der Praktische

HELUAN-Teppiche sind sehr wenig empfindlich gegen Schmutz, auch in stark benützten Räumen tragen sie sich sauber. Durch Mitin sind HELUAN vor Motten geschützt.

Der Vielseitige

Nur naturfarbene Wolle wird in HELUAN verwoben, mit ihren ruhigen Dessins passen sie deshalb harmonisch in jeden Raum, zu modernen wie antiken Möbeln.

Der Unverwüstliche

Auf Handwebstühlen aus reiner Naturwolle angefertigt, sind HELUAN-Teppiche so eng gewoben, daß ihre Haltbarkeit fast unbegrenzt ist.

Der Preiswerte

Ausschließlich für Schuster werden in Aegypten HELUAN-Teppiche hergestellt. Direkt vom Webstuhl gelangen sie zu uns und sind deshalb preislich günstig.

Der ideale Handwebteppich

HELUAN-Teppiche eignen sich ganz besonders für Eß- und Wohnräume, für Entrees, Treppen und Gänge, kurz überall dort, wo ein Teppich stark begangen wird.

Einige Preisbeispiele

140×200	Fr. 285.—	200×300	Fr. 610.—
170×240	Fr. 415.—	230×300	Fr. 705.—
200×250	Fr. 510.—	250×350	Fr. 895.—

Schuster

Zürich, Bahnhofstraße 18
St. Gallen, Multergasse 14

«Mich wundert es nicht, aber es tut mir leid. Wenn der Zink nicht wäre, so göss' ich noch Glocken bis diesen Tag.»

«Wieso?»

«Seit der Zink da ist, ist es mit dem reellen Glockenguß vorbei. In alten Zeiten hieß es ‚Kupfer und Zinn', und waren's die rechten Leute, gab's auch wohl ein Stück Silber mit hinein. Damit ist's vorbei. Jetzt wird abgezwackt; von Silber ist keine Rede mehr; wer's billig macht, der hat's. Der Zink regiert die Welt und die Glocken dazu. Aber dafür klappern sie auch wie die Bunzlauer Töpfe.»

«Wieviel Glocken haben Sie wohl gegossen?»

«Nicht viele, aber doch sieben oder acht; die Groß-Radner ist meine beste.»

«Und alle für die Gegend hier?»

«Alle hier herum. Und wenn ich mir mal einen Feierabend machen will, da nehm' ich ein Boot und rudere stromab, bis über Lebus hinaus. Wenn dann die Sonne untergeht und rechts und links die Glokken den Abend einläuten und meine Glocken dazwischen, dann vergess' ich vieles, was mir im Leben schiefgegangen ist und vergess' auch den ‚Turban' da.» Dabei zeigte er auf die runde, kissenartige Mütze, die die Gipsfigurenhändler zu tragen pflegen und die jetzt, in Ermangelung eines anderen Platzes, der Goethe-Schiller-Statue über die Köpfe gestülpt war. — So plaudernd waren wir, eine Viertelstunde später, bis Lebus gekommen. Der Gipsfigurenmann verabschiedete sich hier, und während das Boot anlegte, hatt' ich Gelegenheit, die «alte Bischofsstadt» zu betrachten.

So klein sie ist, zerfällt sie in eine Ober- und Unterstadt. Jene streckt sich, so scheint es, am First des Berges hin, diese zieht sich am Ufer entlang und folgt den Windungen von Fluß und Hügel. Zwischen beiden, am Abhang, und wie es heißt an selber Stelle, wo einst die alte Kathedrale stand, erhebt sich jetzt die Lebuser Kirche, ein Bau aus neuer Zeit. Die «Unterstadt» hat Höfe und Treppen, die an das Wasser führen; die «Oberstadt» hat Zickzackwege und Schluchtenstraßen, die den Abhang bis an die Unterstadt hernieder steigen. Auf diesen Wegen und Straßen bewegt sich ein Teil des städtischen Lebens und Verkehrs. Gänse und Ziegen weiden dort unter Gras und Gestrüpp; Frauengestalten, zum Teil in die malerische Tracht des Oderbruchs gekleidet, schreiten bergab; den Zickzackweg hinauf aber steigt eben unser Freund, der Gipsfigurenmann, und seine «Aurora» schimmert im Morgenstrahl.

Aus: «Das Oderland» von Theodor Fontane, 3. Auflage, Berlin 1893

Mecklenburger Volkssagen

Der Traumverschweiger

Als ein Bauer einst auf seinem Lande Korn säte, war er ganz müde und legte sich mit dem Kopf auf den Säsack und schlief. Da träumte ihm: «Du Narr, was hilft dir das Säen, du kriegst davon doch nichts zu genießen.» Als er aufwachte, säte er fort, verschwieg aber seinen Traum bis zur Ernte. Als er im Ernten war und seine Leute das Korn mähen wollten, ging er erst hin, brach sich eine Aehre, rieb sich das Korn aus und aß es und sagte: «Nu heff ik doch wat dorvon to geneten kregen» (zu genießen bekommen). Da antwortete ihm etwas: «Du Dromverschwiger, haddst du dinen Drom nich verschwegen, so haddst du din Lewe niks dorvon to geneten kregen.»

Der graue Kater

Der alte B. ging eines Abends von der Feldarbeit nach Hause. Da sah er in der Dämmerung einen Kater auf seinem Acker gehen. «Wat makst du grise Kater hir?» sagte er zu dem Kater. «Hm! wat makt de grise Katt to Hus?» antwortete der Kater. Bestürzt kam B. nach Hause und erzählte den Vorfall. Da kam die Katze hervor und sagte: «So, is dat wor?» und damit fuhr sie durchs Fenster und ward nicht wieder gesehen. Seitdem hat keine Katze auf der B.schen Hofstelle eine rechte Art.

Das glühende Eisen

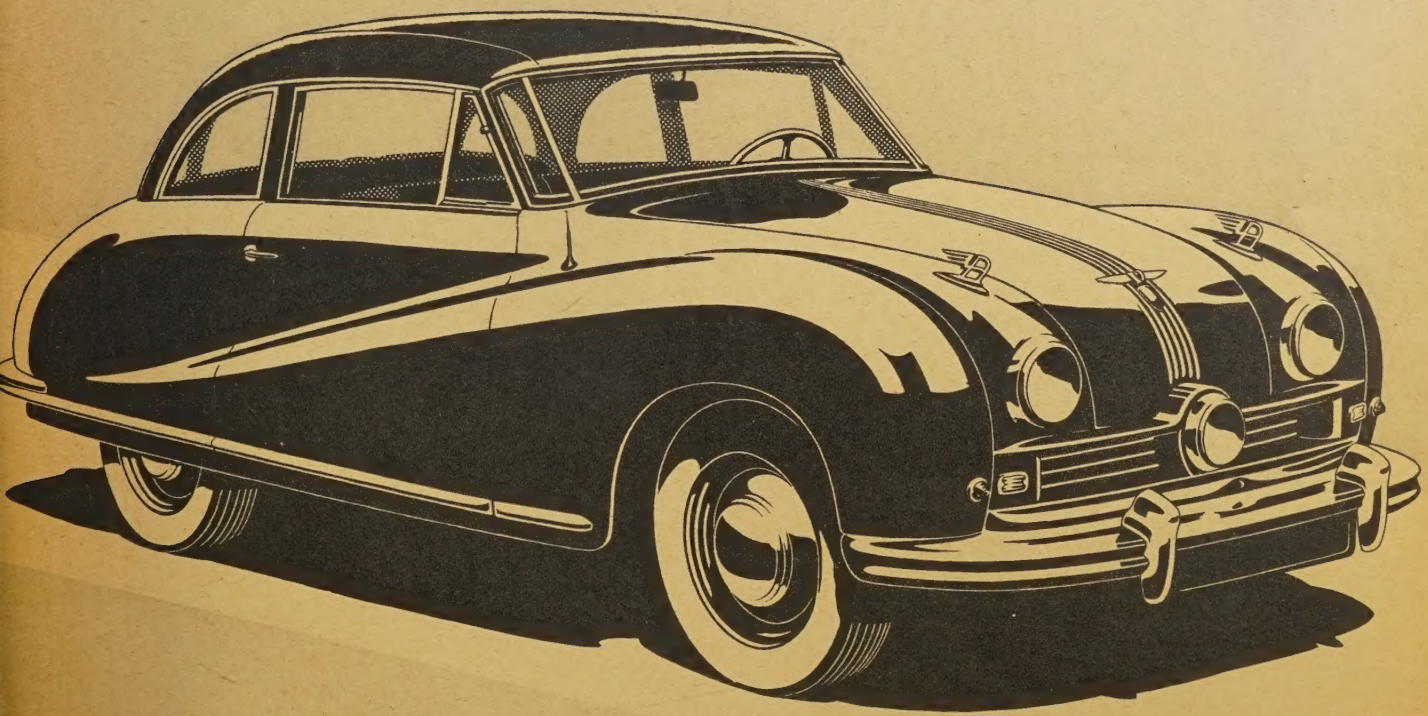
Im Jahre 1351 brach in Wittenburg in dem Hause eines reichen Bürgers Feuer aus, welches, vom Winde getrieben, einen großen Teil der Stadt in Asche legte und nur mit Mühe endlich gedämpft werden konnte. Als dies gelungen war, wurde ein Arbeiter der Brandstif-

AUSTIN

AUSTIN A90 ATLANTIC COUPÉ

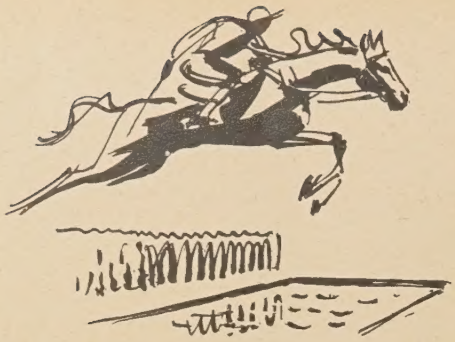
Die Neuschöpfung einer der ältesten englischen Automobilfabriken. Elegant, schnittig und rassig in Form und Leistung . . . das kennzeichnet die Sonderklasse dieses neuen, hervorragenden Wagens bester englischer Herkunft.

Kraftvoller O.H.V.-Motor, 2 Vergaser, synchronisiertes 4-Ganggetriebe, Schaltung am Lenkrad, 4/5 plätzig, feinste Lederpolsterung, großer Kofferraum, Luxus, Komfort. Preis Fr. 14000.— + Wust.



GENERALVERTRETUNG EMIL FREY ZÜRICH

Verkauf: Werdmühlestraße 11, Telephon 23 47 77
Werkstatt: Flurstraße 44, Telephon 52 44 66



Das große Wagnis

Wenn heute, bald 80 Jahre nach der Gründung, von der «Zürich-Unfall» irgendwo die Rede ist, dann denkt man an ein Unternehmen, das zu den größten unseres Landes gehört. Die «Zürich» ist nicht nur eine der größten Unfall-Versicherungsgesellschaften Europas, *sondern der Welt überhaupt.* Kaum jemand aber weiß, daß diese Stellung in schweren Kämpfen errungen werden mußte; auch bei der «Zürich» hat es vor Zeiten gar nicht rosig ausgesehen, und darum soll von jenen Jahren hier die Rede sein . . .

Die Gründung des «Versicherungs-Vereins», wie die «Zürich» damals hieß, war ein Wagnis erster Güte! Warum? Die *Prämien* sind klein und fließen am Anfang nur langsam. Die *Risiken* aber sind groß und laufen schon am ersten Tage, an dem ein Versicherungsvertrag unterzeichnet wird. Wie nun, wenn ein böses Geschick der jungen Gesellschaft ein Uebermaß von Schäden schicken sollte?

Und just dieser Fall trat für die junge Gesellschaft ein. Eine Häufung von Schiffskatastrophen in den 70er Jahren brachte dem Unternehmen schwere Verluste. Die Aktionäre, die schon bisher mit Freudenbotschaften nicht verwöhnt worden waren, mußten eine radikale Wertverminderung ihrer Aktien in Kauf nehmen.

Was sollte nun geschehen? Sollte man liquidieren? Die Männer, welche die «Zürich» aus der Taufe gehoben hatten, waren nicht aus solchem Holz geschnitzt! In ihnen war noch der Geist des königlichen Kaufmannes lebendig, der weiß, daß man wagen muß, um zu gewinnen. Trotz den schweren Verlusten gaben sie den Kampf nicht auf; sie beschlossen durchzuhalten, wendeten sich aber einem neuen Gebiet zu: der Unfallversicherung. Und von da an ging es allmählich mit der «Zürich» aufwärts!

*

Wenn die «Zürich-Unfall» in Amerika so bekannt ist wie in der Schweiz, wenn sie heute eine der größten Unfall-Versicherungsgesellschaften der Welt ist, so ist das nicht einem Wunder, sondern nur jahrzehntelanger Arbeit und Leistung zuzuschreiben. Auch für die «Zürich-Unfall» gilt das Wort: «Vor den Preis setzten die Götter den Schweiß!»

ZÜRICH Unfall

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

tung angeklagt, und da er seine Unschuld beteuerte, zum Tragen des glühenden Eisens verurteilt. Er ergriff das Eisen und hielt es aufrecht, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen. Als man nachsah, zeigte seine Hand nicht die kleinste Brandwunde. Aber noch mehr, das Eisen war plötzlich verschwunden. Ein Jahr darauf, als man die Häuser neu aufbaute und die Straßen neu pflasterte, stieß ein Arbeiter, der einige Steine aufnahm, plötzlich einen gellenden Schrei aus. Da fanden sie das vor einem Jahre verschwundene Eisen, das noch glühend heiß war und dem Arbeiter die Hand verbrannt hatte. Dieser gestand ein, daß er der Brandstifter gewesen, und wurde dafür vom Leben zum Tode gebracht. Das Eisen ward noch lange auf dem Rathause zu Wittenburg aufbewahrt und gezeigt.

Teterower Geschichten

Teterow ist das Schilda Mecklenburgs

Wie die Teterower ihren Landesvater erfrischten

Einst, als der Landesherr durch Teterow reisen wollte, hatte er sich dort zu seiner Ankunft ein kleines «Refrischemang» bestellen lassen. Als nun der Herzog zur bestimmten Zeit in Teterow anlangte und nach dem Rathause fuhr, um dort die bestellte Erfrischung einzunehmen, sah er mit Verwunderung sämtliche Feuerspritzen der Stadt auf dem Markte aufgepflanzt, die alsbald ihre ganze Ladung Wasser über ihn ausschütteten und ihn und seine Begleitung bis auf die Haut durchnäßten; denn so hatten es die gut meinenden Teterower ausgeheckt, dies müßte doch wohl das beste und gründlichste «Refrischemang» sein, welches sie ihrem geliebten Landesvater bieten könnten.

Wie sich die Teterower einen großen Hecht aufbewahrten

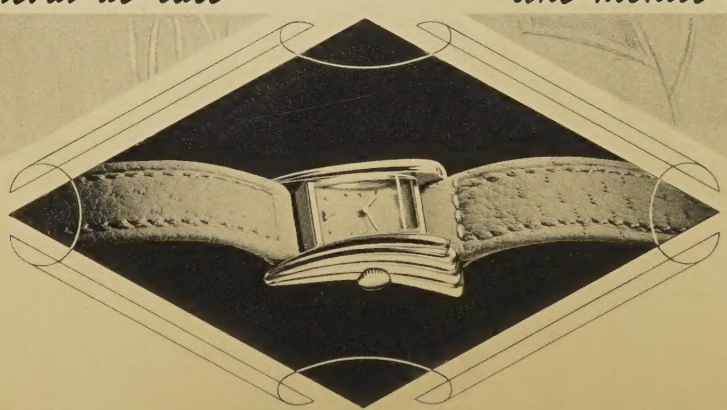
Als einst die Fischer einen gewaltigen Hecht von seltener Größe in dem Teterower See gefangen hatten, beratschlagten Rat und Bürgerschaft, wozu man diesen herrlichen Fisch am besten und würdigsten verwenden könne. Nach vielem Grübeln und Hin- und Herreden kam man endlich dahin überein, ihn bis zum Königsschusse aufzuheben und dann zu verspeisen. Da diese Festlichkeit aber erst nach einiger Zeit stattfinden sollte und der Hecht bis dahin nicht außer Wasser bleiben konnte, so beschloß man, ihm eine Klingel umzuhängen und dann ruhig wieder in den See zu setzen, da man ja, wenn er gebraucht werden solle, ihn nun immer leicht wieder fangen könne. Gesagt, getan; dem großen Hechte wurde also eine Schelle umgehängt und er nun wieder in den See getan. Aus größerer Vorsicht schnitt man überdies auch noch an der Stelle ein Zeichen in den Kahn, wo er in das Wasser gelassen worden war. Bis jetzt aber haben die Teterower ihren schönen Hecht noch immer nicht wiederfinden können und vergebens nach seiner Klingel gehorcht, die er sich wohl sofort von seinem glatten Körper abgestreift haben wird. Auch das eingeschnittene Merkmal am Kahn hat sich als unprobat erwiesen.

Wie die Teterower einen Stein aus dem Brunnen herausholen

Die Teterower ließen einmal einen tiefen Brunnen gründlich reinigen, wozu sie sich von weit her einen berühmten Pumpenmeister verschrieben hatten. Als dieser seine Arbeit glücklich beendigt hatte und bereits samt all seinen Gerätschaften wieder abgereist war, fiel unglücklicherweise ein Stein in den Brunnen, und es entstand nun die große Frage, wie er wieder herauszuschaffen sei. Da man keine so langen Leitern besaß und überhaupt alle sonstigen Instrumente fehlten, um in die Tiefe zu gelangen, so kam man endlich überein, eine lange, lebende Kette zu bilden. Einer faßte also oben an, ein zweiter an dessen Füßen und so fort, bis man den Grund des Brunnens erreichte. Weil aber die Kante der Brüstung sehr scharf war, so wurde dem obersten das Halten bald über. Er wollte einmal in die Hände spucken und rief deshalb seinen unter ihm hangenden Kameraden zu: «Hollt mal orndlich fast, Jungens, ik will mi blot mal in de Hänn' spig'n!» Damit ließ er los, und plumps! lag der ganze Haufen in der Tiefe des Brunnens und krabbelte dort im Wasser umher. Wie es sonst abgegangen und wie der Stein und die Menschen wieder herausgekommen, meldet die Sage nicht, aber das Loslassen ist seitdem verboten worden.

Die Ausschnitte stammen aus Karl Bartsch: «Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg», Wien 1879

Un Cheval de race *Une Montre de classe*



DOXA

Le Locle

SUISSE

1889

En vente chez le bon horloger détaillant.

ROYAL
Strümpfe
Schweizerische Spitzenerzeugnisse
FREDY AULER SL
AL. RUCKSTUHL ROYAL-STRUMPFFABRIKEN WIL SG